

Bücherschau

Einzelbesprechungen

Werner Arnold / Brage Bei der Wieden / Ulrike Gleixner (Hg.): *Herzog Heinrich Julius zu Braunschweig und Lüneburg (1564-1613). Politiker und Gelehrter mit europäischem Profil*. Beiträge des Internationalen Symposions, Wolfenbüttel 6.-9.10.2013. Braunschweig: Appelhans 2016, ISBN 978-3-944939-16-2, 309 S., mehrere, z.T. farb. Abb., geb. (= Quellen und Forschungen zur braunschweigischen Landesgeschichte, Bd. 49), 29,- €.

Bereits im Jahre 2013, zum 400. Todestag des Herzogs Heinrich Julius, fand in Wolfenbüttel ein Symposium mit internationaler Besetzung statt. Dies entsprach der Tatsache, dass es sich bei Heinrich Julius um einen welfischen Herrscher handelt, der nicht nur schon allein aus dynastischen Gründen europäisch vernetzt war, sondern auch mit intellektuellen Interessen und Fähigkeiten gesegnet war, die über den engeren norddeutschen Bezugsraum hinausweisen. Die Ergebnisse des Symposiums spiegeln sich in den 17 gedruckten Beiträgen wider, die in fünf Abschnitte eingegliedert sind. Voran steht ein Beitrag von Brage Bei der Wieden über den Trauerzug, der für die Beisetzung des Fürsten angeordnet und auch für die Nachwelt als Holzdruck festgehalten wurde – der Leichenzug als letzte Repräsentation fürstlicher Macht in einem freilich nicht unkomplizierten Terrain. Dieses Terrain wird in den beiden folgenden Abschnitten abgesteckt, in denen es um den Landesherrn, die Reichspolitik, den Stadtrepublikanismus und Fürstensouveränität geht. Heinrich Julius gehörte zu den protestantischen Fürsten, die enge Beziehungen zum Kaiserhof hielten – so wie dies ja auch für die Oldenburger Grafen gilt. Arnd Reitemeier gibt eine grundsätzliche Einordnung der Bedeutung des Herzogtums Braunschweig-Wolfenbüttel für den Norden des Reiches, die Welfen hatten ja als Lehns Herren der Oldenburger Grafen längst wieder im nordwestdeutschen Küstenraum Fuß gefasst. Gescheitert ist Heinrich Julius politisch vor allem an der Stadt Braunschweig, deren Unabhängigkeit er nicht zu erschüttern vermochte. Die kriegerischen Auseinandersetzungen mit der Stadt – darauf geht Henning Steinführer ausführlich ein – waren auch nicht beigelegt, als der Fürst 1613 starb: Eine Braunschweiger Delegation fehlte bei dem erwähnten Trauerzug. Holger Th. Gräf fragt nach dem Typus eines norddeutschen protestantischen Herrschers um 1600 und vergleicht deshalb Heinrich Julius mit Moritz von Hessen-Kassel, wobei ein zusätzlicher Blick auf den Bückeburger Hof des Fürsten Ernst zu Holstein-Schaumburg durchaus angemessen ist. Förderung von Kunst und Wissenschaft sowie eine für die Zeit ausgeprägte Bildungspolitik prägte diese Renaissanceherrscher. Damit ist der Vorhang geöffnet für die Abschnitte des Bandes, die sich mit Bauen und Kunst, mit dem Fürsten als Gelehrten und Dramatiker sowie allgemeiner mit höfischer Kultur und Wissenschaften beschäftigen. So schildert Barbara Uppenkamp den Ausbau der Residenz Wolfenbüttel unter dem Fürsten. Er veränderte nicht so sehr das Schloss, aber durchaus das Stadtbild durch die Schaffung des heutigen Stadtmarktes. Wichtiger noch war die bauliche Ausstattung der Universität in Helmstedt (Novum Juleum). Seine häufigen Aufenthalte am kaiserlichen Hof in Prag haben auch in dortigen Kirchen Spuren hinterlassen.

Heinrich Julius hat sich selbst als Dichter, als Dramaturg versucht, d.h. er verfasste eine ganze Reihe Theaterstücke. Er malte auch selbst und musizierte (Orgel), war entsprechend ein Mäzen auch für Malerei und Musik. Zwar liebte er auch die Jagd und ging den höfischen Sauf- und Fressgelagen seiner Zeit nicht aus dem Wege, aber er kannte hier offenbar die Grenzen. Denn anders kann man sein persönliches Regime, das er zu führen sich verpflichtet sah, und seine kulturell-wissenschaftlichen Interessen und Leistungen nicht erklären. Wie weit dies ging, zeigt der Beitrag von Petra Feuerstein-Herz über die Verbindung von Heinrich Julius zur Alchemie, wobei sie den Fürsten in Ver-

bindung zum Frühparacelsismus zu bringen vermag, der Herzog also medizinische Interessen zeigte. Verheiratet war der Fürst in zweiter Ehe mit Elisabeth von Dänemark, einer Tochter des dänischen Königs Frederik II., also mit einer Frau aus der oldenburgischen Königsdynastie. Ihre Bedeutung für den Wolfenbütteler Hof untersucht Mara Wade. Sie zeigt, wie Elisabeth über ihre persönlichen Netzwerke zum heimischen Kopenhagener Hof wie auch nach Sachsen, England und Schottland, wo Geschwister residierten, einen regelrechten Kulturtransfer nach Wolfenbüttel besorgte und so die Ambitionen ihres Gemahls ermöglichte und beförderte.

Herzog Heinrich Julius gehörte zweifellos zu den bedeutenderen welfischen Herrschern. Auch für die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst war er aktiv, als Lehnsherr über Teile der Wesermarsch, vor allem aber als Vermittler in den Erbstreitigkeiten zwischen der Oldenburger und Delmenhorster Linie des Grafenhauses. Auch die Untertanen in Butjadingen und Stadland wandten sich direkt an den Herzog, um eine Teilung ihres Landes im Zuge der Erbauseinandersetzung zu verhindern. Entsprechend umfangreich ist auch die Korrespondenz, die über Heinrich Julius im Standort Oldenburg des Niedersächsischen Landesarchivs auszuwerten ist.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Oliver Auge: *Kiel in der Geschichte. Facetten einer Stadtbiografie*. Kiel/Hamburg: Wachholtz Murmann Publishers 2017, ISBN 978-3-529-05195-1, 268 S., 2 Abb., geb. (= Sonderveröffentlichungen der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte, Bd. 86), 19,90 €.

Oliver Auge, Direktor für Regionalgeschichte am Historischen Seminar der Christian-August-Universität in Kiel, hat im Auftrag der Gesellschaft für Kieler Stadtgeschichte eine kompakte Stadtgeschichte Kiels vorgelegt, die ganz anders aufgebaut ist als die klassischen Stadtgeschichten, die oft mehrbändig, zumindest aber in einem voluminösem Umfang verfasst wurden. Auge schreibt sie allein, und dies ermöglicht eine andere Vorgehensweise. Er geht nicht chronologisch vor, sondern nimmt Themen auf und verfolgt sie in der Geschichte der Fördestadt, begnügt sich auch mit einem Literaturverzeichnis, verzichtet also auf einen umfangreichen Anmerkungsapparat. Es soll mehr ein Lesebuch sein, für ein breiteres Publikum geschrieben. Entsprechend locker ist es verfasst, worunter die Qualität der Aussagen ja auch nicht leiden muss.

Auge beginnt mit einem Kapitel über Kiel als Hauptstadt und untersucht über die Jahrhunderte hinweg die Bedeutung der Stadt als Zentrum der sie umgebenden Territorien. Kiel war ökonomisch nie mehr als ein regionales Handelszentrum, politisch aber zeitweise und ja auch heute doch eben mehr. Für die oldenburgische Geschichte von Bedeutung ist seine Rolle im Herzogtum Holstein-Gottorf, aus dem ja die Linie stammt, die 1773 das neu geschaffene Herzogtum Oldenburg bis 1918 regierte. Lange rang Kiel mit Schleswig um die Vorrangstellung in Schleswig-Holstein, nach 1945 wurde sie von den Engländern endgültig zugunsten Kiels entschieden. Auge schildert sodann eine dreifache Stadtgründung für die Jahre 1242 (gräflich-schaumburgisches Stadtprivileg), 1865 (Errichtung des Marinestützpunktes) und 1945 (Wiederaufbau nach der Zerstörung), wobei er ohne Wertung die Diskussion um die Echtheit der Urkunde von 1242 in der wissenschaftlichen Forschung aufgreift. In Kiel vollzog sich – vergleichbar mit Wilhelmshaven – mit der Marine der rasche Ausbau einer hier freilich schon mittelgroßen Stadt zu einer modernen Großstadt (von 19.000 Einwohnern 1864 zu 200.000 Einwohnern 1914). Nach 1945 schließlich konnte und musste vor allem die Kieler Innenstadt völlig umgestaltet werden.

Die Methode Auges, Themen quer durch die Geschichte zu verfolgen, bringt natürlich Wiederholungen mit sich. So ist die Schilderung Kiels als fürstliche Residenz auch eine der Hauptstadtfunktion. Manches bleibt auch etwas auf der Oberfläche: so die Stellung Kiels in der Hanse im Schatten des mächtigen Lübeck. Fast überraschend ist die Bedeutung des Adels in der Stadt, der die Altstadt bis zum 18. Jahrhundert mit seinen privilegierten Adelshäusern beherrschte. Der Adel war auch dominierend beim so genannten Kieler Umschlag, einem Januartermin für Kapitalgeschäfte. Auf wenigen Seiten wandert man für bestimmte Themen durch die Jahrhunderte. So wird die soziale Struktur der Stadt in einem Kapitel vom Mittelalter bis zur Jetztzeit abgehandelt, wofür vor allem Statistiken bemüht werden. Weiter geht es mit der Migration. Interessant sind Beobachtungen über den starken Bevölkerungswachstum und -austausch, der durch die Marine in der Kaiserzeit bedingt war. Der rasche Austausch der Bevölkerung erzeugte schon früh eine gewisse – eigentlich für die heutige Zeit typische – Anonymität. Ähnlich dürfte es auf einem etwas niedrigeren Level auch in Wilhelmshaven gewesen sein. Dies gilt ebenso für die Bevölkerungsentwicklung im 20. Jahrhundert bis

zur Abnahme der Bevölkerung in jüngster Zeit – gegen den neuen Trend der Verstädterung. Sind die Themen Universität und vor allem Marine für die Stadtgeschichte nachvollziehbar, weil beide Institutionen für die Stadtgeschichte prägend waren, so erscheint das Kapitel „Stadt der Skandale“ doch etwas aufgesetzt und ist auch vor allem ein Thema moderner Politik (die Hexenprozesse als frühneuzeitlicher Skandal passen hier eher nicht hin!), das man auch für manche andere Stadt durchdeklinieren könnte. Offenbar ist es aber in Kiel ein Thema – für Außenstehende (der Rezensent stammt aus dem Kölner Raum) nicht ganz nachvollziehbar! Ein eigenes Kapitel erhält dann die NS-Zeit – immerhin war Kiel Gauhauptstadt – einschließlich der Entnazifizierung und Erinnerungskultur, wobei Besonderheiten Kiels eher nicht hervortreten. Die Frage nach der Zustimmung zum Regime in einer Stadt, die wie Wilhelmshaven von der Aufrüstung „profitierte“, wäre hier von besonderem Interesse. Mit der Stadtplanung und den Sport- und Volksfesten werden zum Abschluss zwei Aspekte der Stadtgeschichte in den Vordergrund geschoben, die dies auch verdienen, weil sie die Stadt besonders prägten und prägen. Kiel war eben eine Stadt, die schnell wuchs und eine hohe Migration zu verdauen hatte, und Kiel wurde und ist als Olympia-Stadt ein Aushängeschild und mit den Kieler Wochen ein Publikumsmagnet im deutschen Norden.

Manche Themen tauchen überraschend auf. Einen kurzen Abschnitt über die Straßenbahn findet man im Kapitel über die Universität (S. 137), die in der Nachkriegszeit an den Stadtrand verlegt und verkehrsmäßig angeschlossen werden musste. Für diese ‚Kapriolen‘ sind der Sachindex sowie die Zeitleiste wichtig, die den Band neben einem Verzeichnis der wichtigsten Literatur beschließen. Ist das Experiment, Stadtgeschichte so zu schreiben, gelungen? Durchaus. Die Darstellung kann eine ‚klassische‘ Stadtgeschichte sicher nicht ersetzen, aber Aspekte und Fragestellungen deutlicher in den Vordergrund schieben, um wiederum Forschungen anzuschließen. Vielleicht erreicht man auch ein größeres Publikum, denn in diese Darstellung kann man überall einsteigen, und trotz des großen Faktenreichtums ist sie gut zu lesen. So ein Buch zu schreiben, setzt Souveränität und Mut voraus, zudem die Gelassenheit, Kritik einstecken zu können. Auch dies wird man bei dem Autor voraussetzen dürfen.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Franz Bölsker / Michael Hirschfeld / Wilfried Kürschner / Franz-Josef Lutzak (Hg.): *Dona historica. Freundesgaben für Alwin Hanschmidt zum 80. Geburtstag*, Münster: LIT 2017, ISBN 978-3-643-13897-2, 464 S., geb. (= Veichtaer Universitätsschriften, Bd. 40), 49,90 €.

Die vierte Festschrift, die der Veichtaer Geschichtswissenschaftler seit seiner Emeritierung erhält, enthält 13 Beiträge mit Themen vom Mittelalter bis ins 20. Jahrhundert, drei weitere sind epochenübergreifend bzw. methodisch ausgerichtet. Mit der Präsentation von fünf Archivalien aus dem Landesarchiv zur Geschichte Südoldenburgs bzw. des Niederstifts Münster – von dem Verkauf von Besitzungen im Raum Veichta an den Bischof von Münster 1252 bis zum Besuchsantrag eines polnisch-britischen Staatenlosen in Cloppenburg 1955 – ehrt der Oldenburger Archivleiter Gerd Steinwascher einen Benutzer, der immer noch gerne wirklich *ad fontes* geht (S. 17-38). Franz Bölsker, heute Leiter der Abt. Schule und Erziehung im Offizialat in Veichta, erörtert „Konfessionelle Spaltungen in der Geschichte des Christentums“ mit einem weiteren Ansatz als üblich, da er die heute geläufige Konfessionalisierung des 16. und 17. Jahrhunderts mit den Spaltungen von 451 (Chalkedon) und 1054 (Großes Schisma) vergleicht (S. 39-101). Gefälschte Urkunden sind nicht bloß Fälschungen, sondern sagen auch etwas über die Zeit ihrer Entstehung aus. Claudia Garnier, Professorin in Veichta, zeigt dies am Beispiel der Gründung des Gymnasium Carolinum in Osnabrück angeblich „804“ und der im 11. Jahrhundert gefälschten Gründungsurkunde. Sie schließt u.a. auf besondere Ambitionen des bedeutenden Osnabrücker Bischofs Benno II. (gest. 1088) (S. 105-127). Auch die Geschichte des Alters ist spannend. Wie die Altersversorgung (Leibzucht) auf Höfen ab etwa dem 14. Jahrhundert geregelt wurde, beschreibt Peter Sieve, Archivar in Veichta, anhand von zwei Verträgen aus Garen und Langewege (mit Edition) (S. 129-146). Erste Ergebnisse eines DFG-Projekts zu „Berufsprofilen an westfälischen Gymnasien“ von der Gründung des jesuitischen Gymnasium Paulinum in Münster 1588 bis zur Gründung der dortigen Universität 1773 legen Stephanie Hellekamps und Hans-Ulrich Mulsolf vor. Grundlage sind die detaillierten Personalstandsberichte der Jesuiten, die in großer Vollständigkeit in Rom liegen (S. 149-166). Hanschmidts Jahrgangskollege Arno Herzog stellt mit Anselm Hertz, Obervorsteher der märkischen Judenschaft, und Alexander Haindorf, Arzt und Pädagoge, zwei Persönlichkeiten vor, die wichtige Akteure bei der „Akkulturation“ der Juden in Westfalen zwischen 1750 und 1850 waren (S. 167-180). Nach einem Beitrag von Harm Klüeting über den re-

formierten Pfarrer Carl Hengstenberg aus Wetter a.d. Ruhr und seine gedichteten Landesbeschreibungen (S. 181-199) beschreibt der Vechtaer Kirchenarchivar Willi Baumann anhand eines Einwohnerverzeichnisses von Neuaerenberg (jetzt Gehlenberg, Nordhümmling) von 1832 die Anfänge einiger emsländischer Moorkolonien. Diese Orte verdanken den Arenbergs als neuen Landesherrn nach 1815 ihre Entstehung, gegen den Widerstand der markenberechtigten Bauern (S. 201-254). Mit Quellen aus dem Landesarchiv in Oldenburg untersucht Christine Vogels, Uni Vechta, psychiatriegeschichtlich den Umgang mit „geistig differenten und psychisch kranken Menschen“, z.B. im Fall des Joseph Huhsmann aus Neuenkirchen, der 1837 in die Irrenanstalt Kloster Blankenburg bei Oldenburg eingeliefert wurde (S. 255-275). Als Forschungsanstoß thematisiert der ehemalige Präsident des Landesarchivs NRW, Wilfried Reininghaus, das Revolutionsgeschehen von 1918 in den westfälischen Kreisen Wiedenbrück und Halle (S. 279-286). Das 2015 erschienene Handbuch zu den oldenburgischen Landtagsabgeordneten (Eckhardt/ Wyrsh) nutzt der Vechtaer Historiker Michael Hirschfeld, um die Sozial- und Berufsstruktur der Zentrumsabgeordneten nach 1919 zu untersuchen. Auch wenn die Bindungskraft des Zentrums für Katholiken allmählich schwand, war man in dieser Partei sichtlich bemüht, bei den Kandidatenaufstellungen alle Berufsgruppen und Bildungsschichten zu berücksichtigen (S. 287-306). Wie die deutschen Bischöfe auf die massiven Zerstörungen durch die alliierten Bombenangriffe u.a. auf Münster und Osnabrück reagierten, zeichnet die Vechtaer Historikerin Verena Bölsker aufgrund eines Aktenfonds im Osnabrücker Diözesanarchiv nach (S. 307-334). Adenauer und der italienische Ministerpräsident De Gasperi, die die deutsch-italienische Aussöhnung nach 1945 verkörperten, kannten sich schon seit 1921. Laut Hans-Georg Aschoff von der Uni Hannover war ihnen u.a. eine bürgerlich-liberale, katholische und gegenüber Nationalismus distanzierte Haltung gemeinsam (S. 335-358). Für den durchschnittlichen Leser gewöhnungsbedürftig ist der Ausflug in die Methode der Kulturlinguistik, Arbeitsbereich des Vechtaer Germanisten Jochen A. Bär, hier am Beispiel des Begriffs ‚Adel‘ (S. 361-396). Seit Jahrzehnten diskutiert die Zunft immer wieder darüber, welche geographischen Räume unter Anwendung welcher Kriterien sinnvolle historische Einheiten bei landes- und regionalgeschichtlichen Forschungen darstellen – was gerade auch Südoldenburg betrifft. Einen weiteren Beitrag liefert dazu der Vechtaer Professor für Geschichtsdidaktik Eugen Kotte unter der Überschrift „Geschichtslandschaften – konstruierte Regionen“ (S. 397-415). Auch Senioren sollen sich noch Ziele setzen, hat sich wohl Bernd Mütter gesagt, denn er bietet dem Jubilar ein „Reisekonzept“ für ... Sizilien – im Rahmen des von „HisTourismus“ als einer Form der Erwachsenenbildung (S. 417-443). Ein Werkverzeichnis der letzten fünf Jahre beschließt den Band. Festschriften mutieren leicht zu gar ‚bunten Blumensträußen‘, und Buntheit kennzeichnet sicherlich auch diesen Band, dazu eine verhältnismäßig starke Blickrichtung nach Westfalen. Immerhin ermöglichen es ja Werke wie diese, die Arbeitsfelder meistens jüngerer Fachkollegen von Hanschmidt und ihre Fragestellungen kennen zu lernen.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Lene Freifrau von dem Bussche-Hünnefeld / Stephanie Haberer (Hg.): „*wobei mich der liebe Gott wunderbar beschutzet*“. *Die Schreibkalender des Clamor Eberhard von dem Bussche zu Hünnefeld (1611-1666)*. Bramsche: Rasch 2017, ISBN 978-3-89946-264-7, 216 S., zahlr. Abb., geb., 34,50 €.

In sehr aufwändiger Aufmachung wird mit der vorliegenden Edition von Schreibkalendern eine sehr interessante Quelle des 17. Jahrhunderts dargeboten; dazu passt, dass eine der Herausgeberinnen aus der osnabrückischen Adelsfamilie kommt, aus deren Archiv die Schreibkalender stammen. Das bedeutende Adelsarchiv der von dem Bussche-Hünnefeld ist wie andere osnabrückische Adelsarchive – so das Archiv der Freiherren von Schele – im Standort Osnabrück des Niedersächsischen Landesarchivs deponiert und so für die Forschung verfügbar. Von dem Bussche-Hünnefeld informiert – auch mit Hilfe einer kurzen Vita – über den Autor der Schreibkalendereintragungen, bevor dann Stephanie Haberer, eine Archivarin des Landesarchivs, eine wissenschaftliche Einführung gibt. Schreibkalender waren seit der Mitte des 16. Jahrhunderts außerordentlich populär: Der Nutzer hatte den Kalender und andere wichtige Informationen – so Markt- und Messetermine – immer bei sich und konnte diese durch eigene Eintragungen ergänzen, für die genügend Platz vorhanden war. Eine Seltenheit sind die Schreibkalender keineswegs, außergewöhnlich ist aber, dass hier die Überlieferung eines Nutzers über den Zeitraum von 37 Jahren, wenn auch mit Lücken, vorhanden ist, wobei der wachsende Umfang der Einträge deutlich macht, dass Clamor Eberhard die Kalender zu schätzen lernte. Sie wurden zugleich zu seinem persönlichen Gedächtnis und letztlich zu dem sei-

ner Familie. Erste Eintragungen stammen aus seiner Studentenzzeit in Rinteln (1627), die letzten aus seinem Todesjahr. Nicht überliefert sind die Jahre 1632 bis 1636 und 1649 bis 1652. Ob es sich um einen Überlieferungsverlust handelt oder andere Gründe für die Lücken maßgeblich sind, war nicht zu klären. Der lutherische Clamor Eberhard wurde 55 Jahre alt, er lebte während des Dreißigjährigen Krieges. Seine anfangs eher persönlichen bzw. familiären Aufzeichnungen gewannen im Laufe der Jahre an Breite; die Hofökonomie und letztlich auch die politischen Ereignisse schlagen sich nun in den Kalendereintragungen nieder. Durchgängiges Thema aber sind die Krankheiten, eigene wie die der Familienangehörigen. Dies verwundert nicht, denn der Tod war allgegenwärtig. Trotz des Krieges war der Adelige viel unterwegs, aus familiären, aber auch aus geschäftlichen Gründen. Seine Geschäfte liefen gut, Clamor Eberhard war ein gefragter Geldgeber; sein Schuldner war sogar der katholische Fürstbischof Franz Wilhelm von Wartenberg. Niedergeschlagen hat sich in den Aufzeichnungen auch der Westfälische Friedenskongress, als Mitglied der Ritterschaft war er ja unmittelbar interessiert an dem Schicksal des Hochstifts Osnabrück. Stephanie Haberers Urteil ist zuzustimmen: „Das Selbstzeugnis des Clamor Eberhard von dem Bussche ist zugleich ein Zeugnis seiner Zeit“ (S. 27).

Der profunden Einführung folgt nun die Edition der Texte mit ganzseitigen farbigen Abbildungen der Titelblätter der überlieferten Kalender. In einem Anhang werden ergänzende Quellen ediert, so die Rechnung über die Einkäufe für die Hochzeit Clamor Eberhards, die er in Bremen und Oldenburg tätigte. Man muss zugestehen, dass er in Bremen mehr Geld ließ als in Oldenburg, wohin ihn wohl am 4. Juli 1639 der Kauf eines Pferdes zog. Von Oldenburg ging es dann nach Bremen zum Großeinkauf, aber schon am 20. Juli brach er aus Hünnefeld über Lage, wo er über Nacht blieb, erneut nach Oldenburg auf, um an einer gräflichen Begräbnisfeierlichkeit teilzunehmen (S. 46). Es handelte sich um das Begräbnis der Prinzessin Elisabeth von Anhalt-Zerbst, die zusammen mit ihrem Bruder und ihrer Mutter Magdalene – die Schwester des Grafen Anton Günther von Oldenburg – in Oldenburg vor dem Krieg Schutz gesucht hatte. Ansonsten gibt es in den Kalendern nur noch einen oldenburgischen Betreff: 1660 berichtete Clamor Eberhard über ein mögliches Geldgeschäft mit dem osnabrückischen Verwandten Clamor von dem Bussche, der am Ankauf von Gütern in der Wesermarsch interessiert war (S. 147). Sicherlich sind viele Eintragungen in den Kalendern nur verständlich und interessant, wenn man sie im Zusammenhang mit den übrigen Teilen des umfangreichen Archivs der Familie und der einschlägigen Überlieferung frühneuzeitlicher Quellen im Standort Osnabrück des Landesarchivs nutzt. Umso wichtiger ist es, dass dieses private Schriftgut des Adels in öffentlichen Archiven nutzbar ist. Nur so erschließt sich die Geschichte einer Region in allen ihren Facetten. Die Familie von dem Bussche zu Hünnefeld trägt hierzu bei, auch durch diese gelungene und großzügige Edition.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Hans-Eckhard Dannenberg / Hans Otte (Hg.): *Die Reformation im Elbe-Weser-Raum. Voraussetzungen, Verlauf, Veränderungen*. Stade: Landschaftsverband Stade 2017, ISBN 978-3-931879-67-9, 368 S., zahlr. Abb., geb. (= Schriftenreihe des Landschaftsverbandes der ehemaligen Herzogtümer Bremen und Verden, 50), 29,80 €.

Innerhalb der Fülle der Literatur, die aus Anlass des Reformationsjubiläums 2017 erschienen ist, gibt es eine Gruppe von Veröffentlichungen, die sich dem epochalen Ereignis innerhalb eines mehr oder weniger großen geografisch oder politisch definierten Raums widmen. In diese Reihe gehört auch der anzuzeigende Band, der im Wesentlichen die Vorträge eines Symposiums wiedergibt, das der Landschaftsverband Stade gemeinsam mit der Gesellschaft für Niedersächsische Kirchengeschichte Anfang November 2015 in Bad Bederkesa veranstaltet hat.

Nach einer kurzen Einführung durch den Stader Superintendenten *Hans Christian Brandy* nähern sich die Autorinnen und Autoren ihrem Thema in insgesamt 14 Aufsätzen. In seinem einleitenden Beitrag bietet *Hans Otte* eine konzisen Überblick über die grundlegenden Merkmale der Reformation in der untersuchten Region, die neben zwei stadtbremischen und einem hamburgischen Amt das Erzstift Bremen, das Stift Verden und das sachsen-lauenburgische Land Hadeln umfasste. Auch in diesem eher überschaubaren Gebiet war die Einführung des neuen Glaubens kein punktuelles, chronologisch exakt zu verortendes Ereignis, sondern ein mehrdeutiger, sich sukzessive in mehreren Schritten vollziehender Prozess, der aus den unterschiedlichsten, je nach handelnden Personen bzw. Gruppen variierenden Motiven erfolgte. Erzbischof Christoph aus dem Haus Braunschweig-Wol-

fenbüttel, der seit 1511 dem Bremer Erzbistum und dem Verdener Hochstift in Personalunion vorstand, blieb bis zu seinem Tod 1558 dem alten Glauben treu. Nachdem er zunächst die Bedeutung der Ideen Luthers wohl unterschätzt hatte, wurde das Problem seit 1522 mit den Predigten des Augustinereremiten Heinrich von Zütphen in der Stadt Bremen virulent. Es gelang Christoph nicht, die neue Lehre, die einen großen Rückhalt bei den Ständen fand, zu unterdrücken. Anders in Verden: Hier war die Stellung der Stände weniger stark als in Bremen, und entsprechend konnte Christoph einen dezidiert antiprottestantischen Kurs fahren. Jedoch musste er auch hier hinnehmen, dass in Teilen des Bistums evangelische Prediger ins Amt kamen. Dabei spielte der lokale Adel eine große Rolle, der sich seit 1530 zunehmend dem Protestantismus anschloss und über sein Kollationsrecht entscheidend auf die Besetzung von Pfarreien und Vikarien mit Vertretern des neuen Glaubens Einfluss nehmen konnte. Allerdings betont Otte zu Recht, dass in den ersten Jahrzehnten des 16. Jahrhunderts eine klare Trennung in „katholisch“ bzw. „evangelisch“ nicht möglich ist: Es existierten zahlreiche Mischformen, die Elemente sowohl der einen wie der anderen Glaubensrichtung aufweisen konnten. Insgesamt, so Otte, biete die Reformation im Elbe-Weser-Dreieck ein buntes Bild, und daher sei eine einfache Antwort auf die Frage, wann denn eigentlich die Reformation eingeführt worden sei, kaum möglich. – Einige der in Ottos Überblick angerissenen Themenfelder werden in den anschließenden Beiträgen einer detaillierteren Betrachtung unterzogen und weiter ausgeführt. *Matthias Nistal* zeigt, warum es Christoph von Braunschweig-Wolfenbüttel nicht gelang, die Reformation im Erzstift Bremen – anders als im Hochstift Verden – einzudämmen. Dabei spielten persönliche Unzulänglichkeiten – mit seinen dürftigen theologischen Kenntnissen und seinem ausschweifenden Lebenswandel verkörperte Christoph in etwa all das, was die Reformatoren am hohen katholischen Klerus auszusetzen hatten – und ein daraus resultierender fehlender Rückhalt beim Kaiser und anderen katholischen Reichsständen ebenso eine Rolle wie seine stets prekäre finanzielle Lage. Finanzielle Motive waren es auch, die das im Grunde altgläubige Domkapitel gegen den Erzbischof aufbrachten, und die starke Hinwendung der Stadt Bremen zur Reformation sowie deren Unterstützung für Heinrich von Zütphen ließen Christoph schließlich bei dem Versuch scheitern, die Ausbreitung der neuen Lehre in seinem Erzbistum zu verhindern. – *Thomas Vogtherr* beschäftigt sich mit Eberhard von Holle, seit 1561 Bischof von Lübeck und Abt des Klosters St. Michael in Lüneburg sowie seit 1566 Administrator des Bistums Verden. Dieser selbst – ehemaliger Student in Wittenberg – war zwar überzeugter Anhänger des lutherischen Glaubens, ging taktisch geschickt jedoch nicht offen konfrontativ, sondern behutsam gegen die alten Verhältnisse vor. Er verzichtete auf plakative theologische Grundsatzklärungen und berief sich nicht lautstark auf Luther und die Reformatoren. In kluger Zurückhaltung konzentrierte er sich stattdessen auf die Besetzung der Predigerstellen mit geeigneten Kandidaten, und vor allem durch seine geschickte Personalpolitik gelang Eberhard schließlich die Stabilisierung des Luthertums in Verden. – „Voraussetzungen, Verlauf und Folgen der Reformation in Hadeln“ sind das Thema des Beitrags von *Axel Behne*. Er beschreibt die Ausbreitung des neuen Glaubens als einen sich in mehreren Phasen vollziehenden Vorgang der Jahre zwischen 1520 und 1570. Nachdem möglicherweise bereits 1521 ein wandernder Prediger die neue Lehre verkündet hatte, kam es in den folgenden Jahren vor allem wegen der Übergriffe erzbischöflichen Militärs im sogenannten „Bauernkrieg“ zu einer weitgehenden Abwendung der Bevölkerung von der bremischen Kirche. In der Folge wurden seit ca. 1526 die altkirchlichen Strukturen sukzessive aufgelöst; die Kirchspiele sicherten sich zunehmend die Verfügungsgewalt über die Besetzung der Pfarrerstellen, wobei sie vom Landesherrn, Magnus von Sachsen-Lauenburg, unterstützt wurden. Dieser konnte sich dann seit 1540 als geistlicher Oberherr durchsetzen, wovon er besonders durch den Zugriff auf die finanziellen Ressourcen der Kirchen profitierte. – Erneut Bremen steht im Mittelpunkt des Beitrags *Jan van de Kamps*. Auf der Basis des „Denkbuchs“ des Bremer Bürgermeisters Daniel von Büren fragt er nach den Voraussetzungen und den Anfängen der Reformation in der Stadt. Die Aufzeichnungen von Bürens machen deutlich, dass die spätmittelalterlichen Frömmigkeitsformen wie etwa der Kauf von Ablässen keineswegs mit den reformatorischen Predigten Heinrich von Zütphens schlagartig ein Ende fanden und auch der Rat sich anfänglich eher zurückhaltend verhielt. Erst seit 1524 habe er sich deutlich der neuen Lehre angeschlossen, wobei neben dem Wunsch nach Emanzipation vom Stadtherrn auch Druck von Seiten der Bürger eine Rolle spielte. Insgesamt kommt van de Kamp zu dem Schluss, dass es sich bei dem Abschied vom alten und der Hinwendung zum neuen Glauben in Bremen seit den 1490er Jahren eher um eine allmähliche Transformation statt um einen abrupten Umbruch handelte. – Die Bildungslandschaft im Elbe-Weser-Raum untersucht *Julia Kahleyß*, wobei die Bremerhavener Vorgängergemeinden Geestendorf, Lehe, Schiffdorf, Weddewarden und Wulsdorf im Mittelpunkt stehen. Die ersten expliziten Quellenbelege für Schulen entstammen dem 16. Jahrhundert; zuvor dürften Einrichtungen an Klöstern und Stiften des Umlands besucht worden sein. Es waren vor allem Initiativen der Gemeinden selbst, die zur Grün-

dung von lokalen Schulen führten. Schon im 15. Jahrhundert haben vereinzelt Studenten aus den Vorgängergemeinden die Universitäten Leipzig und Rostock besucht, wobei es – auch für die spätere Zeit – oft nicht möglich ist, solche Studenten in den Matrikeln eindeutig zu identifizieren, da sie häufig unter der allgemeinen Herkunftsbezeichnung „Bremensis“ erfasst sind. Dennoch ist zu konstatieren, dass im 16. Jahrhundert die Universität Wittenberg als bevorzugter Studienort dominierte – zu dieser Zeit ein klares konfessionelles Statement. – Die Vielfältigkeit der konfessionellen Landschaft des Untersuchungsgebiets wird deutlich sichtbar im Beitrag *Christian Hoffmanns* über Stifte und Klöster im Erzstift Bremen. Seit der Mitte des 16. Jahrhunderts hatten sich nahezu alle geistlichen Institute der lutherischen Lehre angeschlossen; lediglich vier Konvente (Altkloster, Neukloster, Harsefeld und Zeven) blieben bei dem alten Glauben. Abgesehen von den quellenmäßigen Problemen, die es oft nicht erlauben, den Verlauf der Reformation in den einzelnen Häusern genauer nachzuzeichnen, gilt es darüber hinaus zu beachten, dass es zahlreiche Mischformen gab, die eine eindeutige Zuordnung eines Hauses zu einer Konfession erschweren: Der rein lutherische Konvent von Himmelpforten etwa feierte seinen Gottesdienst um 1620 in einer Kirche, in der die vorreformatorische Ausstattung mit ihren Altären, Bildern oder Messgeräten vollkommen erhalten war. Schließlich war es die auf ein sukzessives Aussterben der Klosterkonvente zielende schwedische Politik, die gegen Ende des 17. Jahrhunderts zum Verschwinden der geistlichen Einrichtungen im Elbe-Weser-Raum führte. – Das zwiespältige Bild mit dem Nebeneinander von altem Glauben und Luthertum zeigt sich auch beim Verdener St. Andreas-Stift, dem sich der Beitrag von *Walter Jarecki* widmet. Eberhard von Holle hatte dort als Bistumsadministrator nach dem Tod seines Vorgängers ab 1567 die Reformation eingeführt. Die seitdem neu eintretenden Stiftsherren waren überwiegend Lutheraner, und auch die bereits dem Stift angehörenden Kanoniker waren dem neuen Glauben gegenüber aufgeschlossen. Gleichwohl kam es nicht zur vollkommenen Abwendung vom Katholizismus: Die Chorgebete wurden weiterhin in alter Form gesprochen, Vikare lasen nach wie vor an Nebenalären Seelenmessen, eine Monstranz wurde zu bestimmten Zeiten auf den Altar gestellt. Obwohl die Stiftsherren sich dem Luthertum zugehörig fühlten, behielten sie also die alte Lebensform nach außen hin quasi als Hülle weitgehend bei, wofür Jarecki das sichere Einkommen, das sie auf diese Weise weiterhin bezogen, als entscheidendes Motiv angibt. – In der bischöfliche Residenz Bremervörde, die das Thema des Beitrags von *Elfriede Bachmann* ist, gab es im ausgehenden Mittelalter ein reiches katholisches Leben, das sich u.a. in zahlreichen Altarstiftungen sowie der Existenz eines differenzierten Gilde- und Bruderschaftswesens manifestierte. Obwohl der altgläubige Erzbischof Christoph von Bremen die Verfügungsgewalt über die Bremervörder Stadtkirche besaß, konnte er auch dort wie schon in seinem Erzbisdomssitz den Einzug des lutherischen Glaubens nicht aufhalten. Die auf einem Kelch der Liborius-Gemeinde angebrachte Jahreszahl 1535 dürfte wohl den Beginn der Reformation in der Stadt kennzeichnen. Mit dem evangelischen Bremer Erzbischof Heinrich von Sachsen-Lauenburg, dessen deutschen Wahlspruch „Gott sei allein mein Anfang und mein Ende“ Bachmann erstmals identifizieren kann, nahm das religiöse Leben Bremervördes seit 1567 einen Aufschwung, der in einer 1582 erlassenen Kirchenordnung seinen Niederschlag fand. Wesentlichen Anteil an diesem Aufschwung hatte auch die örtliche Lateinschule, deren glücklicherweise erhaltener Stundenplan von Bachmann analysiert wird. – *Michael Ehrhardt* stellt die Reformation in den einzelnen Landpfarreien der Stader Geest vor. Am Ende der eindringlichen Analysen von 17 untersuchten Einzelfällen bleibt das Gesamtbild diffus. Ehrhardt kann aber insgesamt die späten 40er- und die 50er-Jahre als den Zeitraum festmachen, in dem die Reformation in den meisten der Pfarreien Fuß fasste. Wichtig waren dabei weniger die Bremer Erzbischöfe und die Stadt Stade als vielmehr die jeweils vor Ort auftretenden Machthaber, vor allem die adeligen Mitglieder der Ritterschaft und des Domkapitels, wobei insbesondere der Bremer Dompropst Ludolf von Varendorf zu nennen ist, der seit Mitte des 16. Jahrhunderts bedeutende Ämter in Personalunion innehatte. Doch trotz der Bedeutung der lokalen Autoritäten war auch die Person des jeweiligen Pfarrers von entscheidender Bedeutung, und nicht selten sind Auseinandersetzungen um die Besetzung der Pfarrstellen bezeugt, in denen sich die Gemeinde gegen den Vorschlag des adeligen Kirchenpatrons zur Wehr setzte. – Ein prägnantes Beispiel für auch während und nach der Reformation gemischtkonfessionelle Korporationen sind die Stader Bruderschaften, denen *Arend Mindermanns* Interesse gilt. Ein Verzeichnis von 1569 nennt insgesamt 10 Vereinigungen, die sich die Sorge für die Armen der Stadt zum Anliegen gemacht hatten. Die Liste ist entstanden im Rahmen einer allgemeinen Neuorganisation des kirchlichen Lebens in den 1560er Jahren. Es zeigt sich, dass es in Folge dieser Reorganisation nicht etwa zu einer kompletten Umwälzung kam; vielmehr wurden die alten Institutionen weiter beibehalten und ihnen nunmehr Einkünfte aus weggefallenen Messstiftungen zur Armensorge übertragen. Einige Bruderschaften und sogar der Kaland blieben bestehen, ungeachtet der Kritik, die Luther an dieser Art Einrichtungen formuliert hatte. Die Antonii-Bruderschaft wurde zu einer gemischtkonfessio-

nellen Einrichtung. Zu Recht betont Mindermann, dass man diese Erscheinungen jedoch nicht als Zeichen einer seinerzeit existierenden religiösen Toleranz verstehen darf; ausschlaggebend waren vielmehr spezifische, auf die seinerzeitige Situation bezogene pragmatische Erwägungen. – Der für die Jahre 1588 bis 1618 nachweisbaren reformierten niederländischen Gemeinde in Stade widmet sich der Beitrag von *Christina Deggim*. Im ausgehenden 16. und beginnenden 17. Jahrhundert tat sich die Stadt als Aufnahmeort für Anhänger des reformierten Glaubens hervor, die aus den Niederlanden fliehen mussten. Aufgrund traditionell enger Beziehungen zu den Vereinigten Provinzen bot sich die Hansestadt als Refugium an, zumal der dortige Prämonstratenserkonvent eine erhebliche Zahl aus den Niederlanden stammender Mitglieder aufwies. Begünstigt wurde die Niederlassung der Glaubensflüchtlinge ferner durch die englischen Merchant Adventurers, die seit 1587 in der Stadt einen Tuchstapel und mit Erlaubnis des Stadtrates darüber hinaus eine eigene reformierte Gemeinde mit Pastor, Gottesdiensten und Friedhof unterhielten und ihre Glaubensgenossen bereitwillig aufnahmen. In der Folge führten die Niederländer ein reges Gemeindeleben; Stade unterschied sich damit signifikant etwa von Hamburg, wo die Reformierten starken Pressionen ausgesetzt waren, sich dem orthodoxen Luthertum anzuschließen. – Stade und dessen reformierte Gemeinde stehen auch Mittelpunkt der Untersuchung *Ida-Christine Riggert-Mindermanns* über die dortige St. Georgskirche. In der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts war das Gotteshaus des 1132 gegründeten Prämonstratenserklosters St. Georg nahezu völlig verfallen. Mit der Ankunft der englischen Merchant Adventurers 1587 trat dann eine entscheidende Wende ein: Bei dem 1589 erwähnten „temple des Anglais“, in dem neben den Engländern auch die wallonische reformierte Gemeinde ihre Gottesdienste abhielt, dürfte es sich um die ehemalige Klosterkirche gehandelt haben. Die nicht unerheblichen Kosten für deren Wiederinstandsetzung übernahm der Rat. Falls die plausible Annahme zutrifft, dass in St. Georg auch lutherische Gottesdienste abgehalten wurden, wurde die Kirche parallel von drei Glaubensrichtungen benutzt: Anglikanern, Reformierten und Lutheranern. Die Blüte war jedoch nur kurz: Nach dem Weggang der Merchant Adventurers 1611 und dem Umzug der Reformierten nach Altona 1619 verfiel die Kirche erneut, bis ihre Ruinen 1659 dem großen Stadtbrand zum Opfer fielen. – Der abschließende Beitrag *Dietrich Diederichs-Gottschalks* beleuchtet anhand materialer Quellen die Veränderungen der Kirchenräume des Untersuchungsgebietes in dem Jahrhundert nach 1522, dem Jahr, als es in Bremen in Folge eines Aufrufs Heinrich von Zütphens zu einem Bildersturm kam. In den Landgemeinden dagegen scheint es einen zerstörerischen Ikonoklasmus in großem Stil, in dem die Objekte der völligen Vernichtung anheimfielen, nicht gegeben zu haben. Sehr wohl kam es jedoch zu Verfremdungen und Veränderungen. So wurden etwa Statuen oder Reliefs verstümmelt, Gemälde zerkratzt oder übermalt, bemalte Altäre zu Schriftaltären umgearbeitet. Seitenaltäre wurden entfernt, Kanzeln, Orgeln oder Gestühl eingebaut. Am Beispiel der Kirche von Hollern werden die einzelnen Schritte eines für Landgemeinden typischen Verlaufs der Umgestaltung eines katholischen zu einem protestantischen Gotteshaus aufgeführt. Zu Recht beklagt der Verfasser, dass viele der ursprünglichen Kirchenräume und -ausstattungen massiv durch die Baumaßnahmen und Umgestaltungen des 20. Jahrhunderts in Mitleidenschaft gezogen wurden und auf diese Weise zentrale Zeugnisse früherer Epochen verlorengegangen sind.

Insgesamt bietet der mit zahlreichen Abbildungen versehene Band ein differenziertes und facettenreiches Bild des Reformationsgeschehens im Elbe-Weser-Dreieck. Nachdrücklich wird deutlich, dass im Grunde nur ein regional- bzw. lokalgeschichtlicher Zugriff der Komplexität der Ereignisse im so heterogenen Untersuchungsgebiet gerecht werden kann. Es gab dort eben, wie im Vorwort bemerkt, nicht „die Reformation als ein eindeutig definierbares Ereignis, etwa mit festem Datum und verbindlicher gesetzlicher Regelung“ (S. 7). Diese Vielfältigkeit führt der mit einem Orts-, Personen- und Sachregister versehene Band – ein Gesamtverzeichnis der zitierten Quellen und Literatur fehlt leider – in überzeugender Weise vor Augen.

Bad Iburg

Ulrich Winzer

Jörg Deuter: *Ernst Willers. Ein Beitrag zur Geschichte der Landschaftsmalerei*. Buchholz in der Nordheide: Laugwitz 2017, ISBN 978-3-933077-50-9, 72 S., 19 Abb., brosch., 12,- €.

Mit einer kurzgefassten Monografie über den Landschaftsmaler Ernst Willers (1802-1880) möchte Deuter Anstoß zu einem neuen Verständnis des im ehemaligen Herzogtum Oldenburg geborenen Künstlers geben. In erweiterter Form fasst der Band zwei Reden zusammen, die der Verfasser in Rastede und in Aschaffenburg anlässlich einer Ausstellung zum 200. Geburtstag des Künstlers ge-

halten hat. Deuter sieht in dem nordwestdeutschen Deutschrömer einen Landschaftsmaler von durchaus europäischem Format. Willers, 1822 einer der allerersten Studenten an der später so einflussreichen Düsseldorfer Kunstakademie, kam am Rhein mit dem Landschaftsfach in Kontakt, das in der Rangfolge des Fächerkanons nur eine untergeordnete Rolle spielte, in Düsseldorf aber schon ab 1827 als selbständiges Fach gelehrt wurde. In Dresden war es dann Christian Clausen Dahl, der 1827 der einflussreichste Lehrer des nun Vierundzwanzigjährigen wurde. 1836 zog es Willers, ausgestattet mit einem Stipendium des oldenburgischen Großherzogs, nach Rom. Dort blieb der Maler sechsundzwanzig Jahre. Latium wurde seine Wahlheimat.

Zur Biografie konnte Deuter manches Neue aufdecken. Weder der Geburtsort (das Dorf Jeddeloh) noch das Geburtsdatum (Februar 1802) waren bisher eindeutig geklärt. Auch der nicht erhaltene Begräbnisplatz auf dem München Alten Süd-Friedhof war nicht mehr bekannt. Neu ist zudem, dass bereits 1839 eine erste Willers-Ausstellung in der Stadt Oldenburg stattfand. Darüber hinaus weist der Verfasser auf biografische Fehldeutungen hin. Nicht beim Dekorationsmaler Eduard Pose verdiente sich der junge Willers sein Studium, sondern im Malersaal Ludwig Poses in Düsseldorf. Hier gehörte er offenbar nicht dem „Landschaftlichen Componierverein“ an. Auch ein Studium bei Carl Rottmann in München ist nicht nachgewiesen. Immer wieder wurde der auffällig langsam arbeitende Willers in Rom von Zeitgenossen als eremitenhaft, ja sogar als weltabgewandter Altersweiser am Pincio charakterisiert. Angesichts seiner Kontakte beispielsweise zu Ferdinand Gregorovius, zu Anselm Feuerbach und zu Hermann Allmers lassen sich durchaus Zweifel daran anmelden. Es finden sich allerdings kaum schriftliche Selbstzeugnisse, und Korrespondenzen sind eher spärlich überliefert. Deuter bemerkt, dass es fast allein die Bilder sind, die eine Aussage über den Urheber ermöglichen. Ob dieses Oeuvre sowie Willers' Beharren auf Zivilisationsferne „sich auch als Kommentar auf die geistige Situation der Zeit deuten“ lassen, so der Umschlagtext, bleibt eine Vermutung des Verfassers.

Schon nach 1881, nach Retrospektiven in Oldenburg und Berlin, geriet Willers weitgehend in Vergessenheit, war der jüngst Verstorbene längst als Vertreter der überlebten mythologisch-heroischen Landschaftsauffassung ins Abseits gestellt. Deuter möchte Willers heute eher als einen Neuerer begriffen wissen. Plausibel ist also, dass er seinen Fokus zunächst nicht auf die Atelier-Kompositionen, sondern auf die Freilichtstudien lenkt. War solche Malerei im 19. Jahrhundert mit dem Makel des Antiakademischen behaftet, sieht man heute vorbereitende Studien als eigenständige Kunstwerke. Als es Willers 1827 zu Dahl nach Dresden zog, entschied er sich für einen richtungsweisenden Vertreter der frühen Freilichtmalerei. Deuter erkennt in Willers' Plein-Air-Studien einen Grad der Frische und Unmittelbarkeit, die den der meisten Künstlerkollegen überträfe. Er weist auf die Bedeutung hin, die Willers' großformatige, in der Umgebung Roms vor Ort entstandene Bleistift- und Kohlestudien als künstlerisches Rückgrat hatten. Deuter zeigt, dass Willers, wie etliche deutsche Maler in Italien, anfangs an Joseph Anton Koch und Johann Christian Reinhart orientiert war, sich dann aber um 1848 von den Pathosformeln seiner Vorbilder zu lösen wusste. Obwohl Willers weiterhin auch die geschichtsträchtige Ebene der Campagna thematisierte, trat seine zeichnerische Sicht zugunsten einer malerischen und plastischen Auffassung zurück. Diese allmähliche Entwicklung macht Deuter insbesondere am Landschaftserleben während der zweiten Griechenlandreise von Willers fest. Die Bildsprache zeigt sich verknappt, die Palette reduziert, die Personenstaffage, auch die rahmenden Baumgruppen verschwinden aus den Bildern.

Ein nachhaltiger künstlerischer Durchbruch blieb ihm dennoch versagt. Zahlendes Publikum am Tiber sowie einflussreiche Sammler wie Adolf Friedrich von Schack in München, der ihn mit Aufträgen unterstützte, blieben rar. Eine finanzielle Grundlage waren für Willers sicherlich die Stipendien und Reiseaufträge des kulturkonservativen oldenburgischen Landesherrn Nikolaus Friedrich Peter mit dem Oberkammerherrn von Alten als Fürsprecher. Ergänzend sei hinzugefügt, dass der Künstler sich seinen Lebensunterhalt zusätzlich mit dem Kopieren eigener Gemälde gesichert haben dürfte. Wahrscheinlich wären auch von seinen Bleistift- und Kohlezeichnungen Repliken nachzuweisen. So stellen sich etliche Fragen, die offen bleiben, zum Beispiel die nach der Staffage in den größeren Bildformaten. Viele dieser Figuren dürfte Willers kaum selbst in die Kompositionen eingefügt haben. Nachweisbar ist das Mitwirken des Deutschrömers August Bromeis.

Möge Jörg Deuters Monografie dazu beitragen einen Impuls für ein Werkverzeichnis der Gemälde und Ölstudien zu geben, denn das steht noch aus. Es würde sicherlich Klarheit schaffen, schon deshalb, um das Willerssche Werk von falschen Zuschreibungen zu befreien oder um verschollene Hauptwerke zu benennen.

Dietrich Diederichs-Gottschalk: *Mein Schall aufs Ewig weist. Die Bildprogramme an Orgelemporen und Kirchengestaltungen in der St. Bartholomäuskirche Golzwarden und der St. Pankratiuskirche Hamburg-Neuenfelde im Kontext der Orgeln von Arp Schnitger. Eine kunsthistorische sowie theologische- und frömmigkeitsgeschichtliche Studie der norddeutschen lutherischen Orgelkultur des späten Barock am Beispiel Arp Schnitgers*. Mit Farbaufnahmen von Beate Ulich, einem Vorwort sowie einem Anhang von Harald Vogel. Oldenburg: Isensee 2017, ISBN 978-3-7308-1404-8, 272 S., zahlr. Abb., geb., 32,- €.

Das Schnitger-Gedenkjahr naht, im Juli 2019 jährt sich der 300. Todestag des großen Orgelbauers aus der Wesermarsch. Es lag daher für die Arp-Schnitger-Gesellschaft in Golzwarden und die Kirchengemeinde Hamburg-Neuenfelde durchaus nahe, nach dem deutsch- bzw. englischsprachigen Bildband zu Arp Schnitgers Orgeln (s. OJB 2010, 2014 und 2017) auch die Herausgabe eines Werkes zu befördern, das sich v.a. mit den Kirchen und Kirchengestaltungen in den beiden Kirchen beschäftigt, die in Schnitgers Leben eine besondere Bedeutung besaßen. Dies sind Golzwarden, seine Taufkirche, und Neuenfelde im Alten Land (seit 1938 Vorort von Hamburg), seine langjährige Heimatgemeinde, beide früher bzw. immer noch mit Orgeln Schnitgers. In beiden – und das ist das Bemerkenswerte – hat der Orgelbauer nach Ansicht von Diederichs-Gottschalk (im Weiteren: DDG) in Verbindung mit dem Ortsgeistlichen möglicherweise sogar mit Einfluss auf die Kircheneinrichtung genommen und damit auch auf die theologischen Aussagen des „neuen Innenraumkonzepts“. Die 44 Emporentafeln in Golzwarden stellen einen der umfangreichsten Zyklen in Norddeutschland dar (mit einer ähnlichen, aber früheren Serie z.B. in Sandstedt auf der anderen Weser-Seite!). Sie werden allerdings nicht vollständig, sondern gemäß Buchtitel nur gezielt musik- bzw. orgeltheologisch betrachtet. Nach der 2017 beendeten Orgelrestaurierung in Neuenfelde soll das Buch auch auf die 2017 begonnenen Orgelneubauplanungen in Golzwarden „in Schnitgers Bauweise“ aufmerksam machen. Diese werden in den nächsten Jahren im Oldenburger Land sicherlich Gesprächsstoff nicht nur unter Musikinteressierten sein. Die Präsentation dieses Buches, insbesondere die Interpretation des Tryptichons am Golzwarder Orgelboden, hat 2017 bereits einiges Aufsehen verursacht – und wegen der Frage, ob eine Musikergestalt tatsächlich als Arp Schnitger zu identifizieren sei, auch Widerspruch hervorgerufen. Der Verfasser, seit 2012 Pastor i.R. und seit 2004 schon mit einem kunsthistorischen Thema („Protestantische Schriftaltäre“) promoviert, besitzt die für die Themenstellung notwendige Doppelqualifikation, um die enge Verzahnung von ikonographischer Innenraumgestaltung und theologischer Deutung entschlüsseln zu können.

Das Buch ist in 2 Hauptteile gegliedert. Zunächst beschreibt DDG die Geschichte der Gebäude – in Golzwarden mittelalterliche Wurzeln, in Neuenfelde ein Neubau von 1682. Nach einem Abriss zu der von Schnitger erneuerten Golzwarder Orgel werden die Tafeln des – biographisch übrigens immer noch nicht zu fassenden – Kirchenmalers Johann Christoph Wallzell in ihrer Gesamtheit skizziert und ihre Kupferstichvorlagen (nach Merian usw.) identifiziert, soweit bisher möglich (9 Veröffentlichungen aus der Zeit vor 1700). Theologisch ist nach dem Bildprogramm „die Orgel selbst [...] mit ihrem Klang ein Instrument der Offenbarung Gottes“, die „die Himmelmusik vorwegnimmt oder darauf einstimmt“. Anschließend beschäftigt sich DDG mit dem Initiator, dem aus einer Pastorendynastie stammenden Anton Günther Coldewey (1665-1722), „Freund und Auftraggeber Schnitgers“. Schwerpunkt des Golzwarder Teils ist aber die schon angesprochene Analyse des „einzigartigen musik-theologischen Tryptichons“ am Orgelboden, das verschiedene Aspekte der Kirchenmusik verkörpert (S. 62-119). Das Orgelbild selber stellt die Orgel mit einer dünnen braunen Lasur dar, zeugt also vielleicht von der Farbfassung um 1700. DDG benennt Vorbilder des Orgelmotivs in theologischen Werken (Arndt, Orgelpredigten usw.), verweist auch auf die Ähnlichkeit mit einem Bild in Altenhuntrorf 50 Jahre später. In allen Zeugnissen versinnbildlicht die Orgel das Wirken Gottes in der Form des Heiligen Geistes. Die Darstellung Davids (2. Bild), der Psalmen singt, erfreut den menschlichen Geist, vertreibt auch den Teufel in Form der Schwermut (mittleres Bild). Der Abschnitt über das 3. Bild (geistliche Kammermusik) nimmt das Gros dieses Kapitels ein. Auch hier werden wieder ähnliche Vorlagen für die irdische Musikergemeinschaft in der unteren Hälfte und für die himmlische Musik im oberen Teil ausgemacht. Detailliert legt DDG z.B. dar, woher das seit Mitte des 17. Jhs. verbreitete frühauflärerische Gottessymbol mit den drei Jod-Zeichen stammt. Die theologische Interpretation der vier geistlichen Stimmen (Bass, Tenor, Alt, Diskant) leitet er von einem Werk Johannes Sauberts (1592-1646) von 1624 ab. Ähnlich umfassend erfährt der Leser etwas über das Dirigieren mit gerollten Notenblättern, die Argumentation wie im ganzen Buch immer unterstützt durch eine Vielzahl von Abbildungen. Die zentrale Stellung der dirigierenden Person, die auch einen Stapel Blätter hält, führt DDG zur Hypothese (S. 103 ff.), in ihr Schnitger – dargestellt „in der Bildsprache eines *director musicus*“ – identifizieren zu können. Die Papierrolle sei vielleicht – eine etwas gewagte Ansicht – sein dänisches Orgelprivileg für die Grafschaft Oldenburg (1699), um das er sich sehr

bemüht hatte – und nicht banal eine Rolle zum Dirigieren. Außerdem sei das Porträt quasi ein Dank für Schnitgers finanzielles Entgegenkommen (anstelle von anderwärts nachweisbarer Inschriften mit Hinweis auf Schnitger). In zwei weiteren Personen werden Pastor Coldewey und Schnitger-Freund Wichard aus Oldenburg vermutet. Auch die bildliche Berücksichtigung zweier dänischer Könige (Christian V., Friedrich IV.!) durch Wallzell könne man hiermit in Verbindung bringen. Der dreiteilige Sinnspruch „Mein Odem Gott stets preist / Mein Klang erfreut den Geist / Mein Schall aufs Ewig weist“, vermutlich mit Ps 33 als Basis, könne geradezu als Devise Schnitgers interpretiert werden. Abschließend verweist DDG noch auf Ähnlichkeiten in Kirchen in Sandstedt, Strückhausen und Jade.

Im 2. Hauptteil (ab S. 129) wird in gebotener Kürze zunächst die Geschichte der Kirche und ihres Neubaus bis 1688 sowie die Orgel von Schnitger beschrieben, auch der Pastor zur Schnitger-Zeit, J. H. von Finckh, vorgestellt. Es folgt eine ausführliche Analyse des Bildprogramms im Tonnengewölbe (1683) und der Orgelempore, später auch gesondert der Kanzel, vor allem in (musik-)theologischer Perspektive. Kurz vor der Schnitger-Orgel beginnen im Wolkenhimmel Engel ihr Konzert; zwischen den beiden Basstürmen spannen Engel ein Band mit dem Psalmwort „Alles was Odem hat Lobe den Herren Halleluja“. Das Thema „Orgel als Himmelinstrument“ zeigt DDG auch am Beispiel anderer Orgeln im Alten Land (Steinkirchen, Estebüchje, Jork und Borstel). Eine Besonderheit ist ein Engelskonzert an einem Taufständer in Neuenfelde; selbst hier vermutet DDG „eine Hommage an den großen Orgelbauer Schnitger“. Zum Vergleich wird auch der Engel im oldenburgischen Berne zu Ehren des jung verstorbenen Gerhard aus der Organistenfamilie Vollers angeführt (S. 209 f.!). Schließlich endet das Buch mit kurzen Abschnitten zu Schnitgers Kirchenstuhl (mit seinem bekannten Wappen) und „Schnitgers Tod und Begräbnis – Überlegung zum Sterbedatum“. Während auf Grundlage des Neuenfelder Kirchenbuchs bisher nur das Begräbnisdatum 28. Juli genannt wird, hält DDG eine früher für nicht authentisch gehaltene Notiz im Golzwarder Kirchenbuch für tragfähig (Tod außerhalb Neuenfeldes um den 1. Juli 1719).

Diese Monographie, in die auch viele jüngere Ergebnisse zur Schnitgerforschung mit eingeflossen sind, besticht ohne Zweifel durch ihre extreme Materialfülle, die allerdings manchmal auch zu Lasten der Übersichtlichkeit geht. Es ist zudem ein sehr engagiert argumentierendes Werk, mit Thesen, die auf der Kenntnis der Theologie und des theologischen Denkens der Menschen des 17./Anfang 18. Jhs. basieren. Gelegentlich überkommt den Leser jedoch auch ein wenig das Gefühl von Überinterpretationen und zu weit gehender ‚Entschlüsselungsfreude‘. Dieses Gefühl mag den Leser speziell im Fall des ‚Golzwarder Schnitger-Porträts‘ erfassen, eines Bildes des eher durchschnittlichen Kirchenmalers Wall, dem individuelle Züge fehlen. Was als Dank an Schnitger angedacht gewesen sein soll, wird dies kaum gewesen sein, wenn es erst umständlich „entschlüsselt“ werden muss, selbst wenn dem Menschen des 21. Jhs. einiges Wissen in diesem Bereich abhanden gekommen ist. Dass das angebliche Schnitger-Porträt der zentrale öffentlichkeitswirksame Aufhänger bei der Präsentation des Buches gewesen war, ist das eine. Es sollte jedoch niemanden daran hindern, dieses – trotz einer Reihe vermeidbarer Druckfehler – lesenswerte Buch in die Hand zu nehmen und sich auch musiktheologisch mit den Hintergründen für den Orgelbau zur Zeit Schnitgers in unserem Nordseeküstenraum auseinanderzusetzen.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Albrecht Eckhardt: *Von der sozialistischen Revolution zur praktischen Tagespolitik und Staatsverwaltung. Das Direktorium des Freistaates Oldenburg in seinen Protokollen 1918/19*. Oldenburg: Isensee 2017, ISBN 978-3-7308-1406-2, 157 S., Abb., kart. (= Oldenburger Forschungen, Bd. 32), 12,80 €.

Am 11. November 1918 verzichtete der Oldenburger Großherzog Friedrich August auf den Thron im Großherzogtum Oldenburg. Damit war er seiner gewaltsamen Absetzung durch revolutionierende Soldaten knapp zuvorgekommen. Mit seinem Thronverzicht ging einher, dass er auch die Regierungsgeschäfte niederlegte. Die Spitzen der drei stärksten Parteien des Oldenburger Landtages verständigten sich noch am selben Tag auf die Gründung eines Landesdirektoriums, das nun die Landesgeschäfte führen sollte. Das Direktorium war bis zum 21. Juni 1919 im Amt und wurde dann vom neu gewählten Landtag abgelöst.

Albrecht Eckhardt ist es zu verdanken, dass die während der achtmonatigen Arbeitsphase entstandenen Protokolle erstmals vollständig veröffentlicht vorliegen. Der frühere Leiter des Oldenburger Staatsarchivs und genaue Kenner der Materie hat die 66 Dokumente mit einer ausführlichen Einlei-

tung versehen. Diese bietet eine ausgezeichnete erste Orientierung über das für einige Monate wichtigste Gremium im Freistaat Oldenburg. Paul Hug, Karl Heitmann, August Jordan und Julius Meyer traten für die Mehrheitssozialdemokraten (MSPD) ins Direktorium ein, für die Fortschrittliche Volkspartei (FVP) beteiligte sich Theodor Tantzen-Heering und für das Zentrum Franz Driver. Zusätzlich gehörten die früheren Fachminister Hermann Scheer und Otto Graepel dem Gremium an. Sie waren damit Bestandteil der alten monarchischen und der neuen republikanischen Ordnung. Ein neuer durch die Revolution entstandener Machtfaktor war der in Wilhelmshaven gegründete Arbeiter- und Soldatenrat. Im Landesdirektorium war dieser durch Bernhard Kuhnt vertreten, der die Position des Präsidenten des Gremiums einnahm. Seine Aufmerksamkeit galt aber vor allem den Räten und so war er nur selten in seiner Funktion als Präsident tätig. Zum besseren Verständnis der neun zentralen Akteure stellt Eckhardt diese in Kurzbiographien vor. Bei ihrem ersten Treffen beschlossen die neun führenden Köpfe, dass der Landtag weiterhin tagen sollte. Der Freistaat Oldenburg bildete damit eine Ausnahme: In allen anderen Teilen des Deutschen Reiches waren die Institutionen aus der monarchischen Zeit abgeschafft worden, der Landtag in Oldenburg hatte jedoch weiterhin als Machtfaktor Bestand. Aus den Protokollen des Landesdirektoriums lässt sich entnehmen, dass in den direkten Monaten nach dem Kriegsende die Verwaltung der zurückkehrenden Soldaten und die Versorgung der Bevölkerung mit Lebensmitteln und Heizmaterial im Mittelpunkt aller Diskussionen standen. Darüber hinaus mussten immer wieder die Zuständigkeiten mit den neu entstandenen Institutionen, vor allem mit den Soldaten- und Arbeiterräten, geklärt werden. Die zahlreichen Beschlüsse zur Höhe der Erwerbslosenunterstützung und zum Lohn für Notstandsarbeiter verweisen auf die wirtschaftlich prekäre Lage im Freistaat Oldenburg. Eines der wichtigsten Projekte des Landesdirektoriums war das am 29. Januar 1919 verabschiedete neue Landeswahlgesetz. Erstmals durften auch Frauen wählen. Aus den Wahlen zum verfassungsgebenden Landtag vom 23. Februar 1919 gingen die SPD und die DDP (Deutsche Demokratische Partei) als stärkste Kräfte hervor. Die ganz links stehende USPD und die rechts-konservative, teilweise monarchistisch gesinnte DNVP waren die Verlierer der Wahl. Die Oldenburger und Oldenburgerinnen wünschten sich Verlässlichkeit und lehnten mehrheitlich sowohl die alte Ordnung als auch revolutionäre Bestrebungen ab. Die Protokolle des Landesdirektoriums spiegeln die Entwicklung des Freistaates Oldenburg in der direkten Nachkriegszeit wider und stellen eine wertvolle Quelle für zukünftige Forschungen dar. Besonders interessant – und vom Herausgeber bereits bei der Veröffentlichung der Quellen angedacht – sind mögliche Vergleiche mit anderen Gebieten des Reiches, um so genauer die Oldenburger Spezifika in den Blick zu bekommen. Die mit der Revolution am 9. November 1918 einsetzende „neue Zeit“ war, dies wird schnell deutlich, in Oldenburg weit weniger revolutionär als in anderen Teilen des Deutschen Reiches.

Oldenburg

Mareike Witkowski

Holger Frerichs: *Zwangsarbeit – Hunger – Tod. Arbeitskommandos, Lager und Grabstätten sowjetischer Kriegsgefangener in Wilhelmshaven und Friesland 1941-1945*. Wilhelmshaven: Brune-Mettcker [2016] <2017>, ISBN 978-3-941929-20-3, 278 S., zahlr. Abb., kart. (= Wilhelmshavener Beiträge zur Stadt- und Kulturgeschichte, 4), 19,50 €.

Etwa drei der fünfeinhalb Millionen von der deutschen Wehrmacht gefangen genommenen sowjetischen Soldaten sind in der Gefangenschaft ums Leben gekommen. Damit sind sie nach den ermordeten Juden und der sowjetischen Zivilbevölkerung die drittgrößte Opfergruppe des Zweiten Weltkrieges. Gleichwohl setzte die öffentliche Auseinandersetzung mit dieser Massenerscheinung des „totalen Krieges“ erst spät und gegen viele Widerstände ein – vor allem mit Christian Streits Dissertation „Keine Kameraden. Die Wehrmacht und die sowjetischen Kriegsgefangenen“ von 1978. Detailstudien zum Einsatz der Kriegsgefangenen auf Landes- und Regionalebene folgten zunehmend seit den neunziger Jahren, in Niedersachsen vor allem vorangetrieben durch die „Stiftung niedersächsische Gedenkstätten“ in Celle, die auch die vorliegende Arbeit unterstützt hat. Rolf Keller, der Pionierarbeit bei der Erschließung von Quellen in russischen Archiven geleistet hat, konnte 2011 mit einer Untersuchung zur Situation in den Wehrkreisen X (Hamburg) und XI (Hannover) das Kriegsgefangenenwesen in Norddeutschland grundlegend darstellen, ergänzt durch einen zwei Jahre später von ihm und Silke Petry herausgegebenen Dokumentationsband. Hier setzt die Arbeit von Holger Frerichs ein, der mit einem soliden Fundament lokal- und regionengeschichtlicher Kenntnisse den Umgang mit Kriegsgefangenen in der Stadt Wilhelmshaven und

im Landkreis Friesland untersucht. Eine vorbildliche und für viele Regionen nachahmenswerte Arbeit leistet der Autor u.a. bei der Identifizierung der zu Tode gekommenen Kriegsgefangenen, indem er die inzwischen vor allem online in der Datenbank „obd-memorial“ des russischen Verteidigungsministeriums und mit den Digitalisaten der Unterlagen der ehemaligen Wehrmachtsauskunftsstelle verfügbaren Daten zusammenstellt und damit eine Kurzbiografie fast aller in Wilhelmshaven und Friesland zu Tode gekommenen sowjetischen Kriegsgefangenen, in manchen Fällen auch versehen mit einem Bild des Gefangenen, erstellen kann. So wirken die Zahlen der in Wilhelmshaven und Friesland gestorbenen sowjetischen Gefangenen wie ein lokaler Spiegel des allgemeinen Schreckens, auch wenn die Zahlen mit 233 noch anhand von vorhandenen Grabstellen identifizierbarer Toter zunächst eher klein erscheinen mögen. Aus allen anderen Nationen, deren Gefangene schon früher ins Land kamen – Polen, Franzosen, Belgier und andere – sind hingegen nur wenige Todesfälle bekannt geworden. Darüber hinaus kann Frerichs dabei für die sowjetischen Gefangenen die für die Militärgeschichtsschreibung bequeme Legende einer Fleckfieberepidemie entkräften und das Massensterben Ende 1941 und Anfang 1942 ganz überwiegend auf Körperschwäche und extreme Unterernährung zurückführen, die zusammen mit den fast völlig fehlenden Vorbereitungen auf die Ankunft der Gefangenenmassen zu dieser extremen Todesrate führten.

Ausführlich geht der Autor auf die einzelnen Arbeitskommandos in der Region ein und kann damit die zahlreichen Lager und den Einsatz der Kriegsgefangenen für Arbeiten bei Heer, Marine und Luftwaffe, bei der Reichsbahn, in Ziegeleien, in der Land- und Forstwirtschaft sowie vielfach im – ebenfalls kriegswichtigen – Straßenbau nachzeichnen und durch einzelne Gefangenenbiografien ergänzen. Welche Leistung von diesen Kommandos trotz der von den „Arbeitgebern“ vielfach beklagten Körperschwäche der Gefangenen erbracht wurde, wird deutlich, wenn schon aus den Belegen eines einzigen Straßenbauunternehmens hervorgeht, dass zwischen August 1941 und Juni 1942 „21619,5 Arbeitsstunden von Kriegsgefangenen Russen abgeleistet“ wurden (S. 81). Ergänzt durch Auszüge aus Berichten von Zeitzeugen entsteht ein dramatisches Bild der Lebens- und Arbeitsbedingungen, der Eingriffe der Wachmannschaften bei den Versuchen, den Gefangenen Lebensmittel zuzustecken, bis hin zu den brutalen Erschießungen durch die auf Abbildungen regelmäßig in geselliger Runde dargestellten Angehörigen der Landeschützen-Bataillone. Auch den Gräbern dieser Gefangenen und ihren Biografien geht Frerichs im Einzelnen nach, nicht ohne dabei die Initiativen der letzten Jahrzehnte vorzustellen, lokales Gedenken und Informationen zum Geschehen in der Region zu verankern.

In den abschließend beigegebenen Listen der Toten der Arbeitskommandos wäre eine Wiedergabe der kyrillischen Schreibweisen der Namen wichtig und anhand der Datenbank des Moskauer Verteidigungsministeriums auch umstandslos zu realisieren gewesen. Dies ist deshalb besonders hervorzuheben, weil die Suche nach Angehörigen in den Ländern der ehemaligen Sowjetunion immer auf fast unüberwindbare Schwierigkeiten stieß. Rolf Keller hat einleitend auf die von der doppelten Verfolgungssituation hervorgerufenen Leerstellen in der nationalen „sowjetischen“ Erinnerung hingewiesen; daher sind auch heute noch alle namentlichen Quellen für die recherchierenden Angehörigen von großer Wichtigkeit, und hier wird in der Regel nach der russischen Schreibweise der Namen gesucht. Es sind, wie Frerichs an Beispielen darlegt, vor allem die Kinder der hier zu Tode gekommenen Rotarmisten, die häufig erst in den vergangenen zwei Jahrzehnten zum ersten Mal erste Nachrichten über den Verbleib ihrer Vorfahren erhalten konnten und nun bei den lokalen Behörden vorstellig werden.

Insgesamt hat Holger Frerichs allein für sein doch eher kleines Untersuchungsgebiet, die Stadt Wilhelmshaven und den Landkreis Friesland mit ihren unter 60.000 Einwohnern auf kaum 650 Quadratkilometern Fläche, eine Zahl von etwa 2.500 Kriegsgefangenen identifizieren können. Und es ist abschließend festzuhalten, dass mit dieser Zahl nur ein Teil der tatsächlichen Gefangenenpopulation benannt ist – vermutlich die Hälfte, wenn man nach den vergleichbaren Zahlen in anderen Regionen wie Schleswig-Holstein und Lüneburg geht, die im einzelnen weit weniger detailreich, dafür aber mit einem breiteren Ansatz arbeiteten, der Kriegsgefangene und Zwangsarbeiter gleichermaßen in den Blick nahm. In dieser „zivilen“ Zwangsarbeit deutet sich auch die andere, nicht weniger bedeutsame Seite der gewaltsamen Rekrutierung von Arbeitskraft an, die auch bei Frerichs immer wieder am Rande zur Sprache kommt, in der vorliegenden Arbeit aber nicht weiter verfolgt werden konnte.

Änne Gröschler: *Aus dieser schweren Zeit. Eine Jüdin aus Jever berichtet im Jahre 1944 über ihre Verfolgung durch die Nationalsozialisten in Deutschland und den Niederlanden und ihre Rettung durch den Transport „222“ vom Konzentrationslager Bergen-Belsen nach Palästina. About these Hard Times. (...)* Hg. und eingel. von Hartmut Peters. (...). Translated (...) by Linda Robbins-Klitsch. Ausgabe in Deutsch und Englisch. Jever: Lüers 2017, ISBN 978-3-9815257-8-6, 227 S., 60 Abb., geb. (= Schriften zur Geschichte des Nationalsozialismus und der Juden im Landkreis Friesland, Bd. 1), 18,90 €.

„Schuldlos waren wir in unser Schicksal hineingeschliddert“ (S. 60), schrieb Änne Gröschler im Herbst 1944 in ihren bewegenden Erinnerungen, die sie kurz nach ihrer Rettung vor dem Holocaust in Jerusalem zu Papier brachte. Die Osnabrücker Fabrikantentochter aus Jever war mit dem sogenannten „Transport 222“ im Austausch gegen Auslandsdeutsche vom Konzentrationslager Bergen-Belsen ins britische Mandatsgebiet Palästina gelangt und überlebte so den Völkermord an den europäischen Juden. Nach einem Zusammenbruch infolge der erlittenen Strapazen und Entbehrungen riet ihr ein Arzt, die traumatischen Erlebnisse niederzuschreiben. Das daraus entstandene Skript mit 39 getippten Seiten war ursprünglich nicht zur Publikation gedacht, sondern diente der persönlichen Bewältigung und Verarbeitung des zuvor Erlebten. Als jedoch ihre Tochter Käthe Löwenberg-Gröschler im April 1984 mit einer Gruppe einstiger jüdischer Einwohner auf Einladung des Mariengymnasiums Jever besuchte, übergab sie die Aufzeichnungen ihrer Mutter an das Projekt „Juden in Jever“, das die Begegnung organisiert hatte. 2017 gelang es, die biografischen Aufzeichnungen in dem vorliegenden, von Hartmut Peters, früherer Lehrer am Mariengymnasium und heute Leiter des „Arbeitskreises GröschlerHaus – Zentrum für Jüdische Geschichte und Zeitgeschichte der Region Friesland / Wilhelmshaven“, herausgegebenen und eingeleiteten Buch zu publizieren. Die vorangestellten biografischen Angaben zum Leben der Familie Gröschler und das umfangreiche Fotomaterial ergänzen die Erinnerungen der Autorin in greifbarer und berührender Weise. Die historischen Fakten zum bislang nur wenig bekannten „Transport 222“ und dem so genannten „Zivilgefangenaustausch“ während des Zweiten Weltkriegs schließen eine weitere Lücke in der geschichtswissenschaftlichen Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Besonders hervorzuheben ist die Zweisprachigkeit der 228 Seiten fassenden Publikation: Durch die Übersetzung ist das Buch auch im Ausland rezipierbar und leistet somit einen wichtigen Beitrag zur weltweiten Holocaust-Forschung. Die Aussagen und Berichte von Überlebenden bilden einen essentiellen Bestandteil der deutschen Erinnerungskultur und sind von zentraler Bedeutung für die Aufarbeitung und Darstellbarkeit des Holocaust. Die Authentizität des Erinnernten ermöglicht einen unmittelbaren Zugang zu den tagtäglichen Auswirkungen der nationalsozialistischen Vernichtungspolitik, sie ruft Betroffenheit hervor und regt zum Nachdenken an. Auf diese Weise wird eine persönlich-empathische Auseinandersetzung mit der Thematik ermöglicht, die weit über das Vermitteln von abstrakten Fakten und das intellektuelle Erkennen von Zusammenhängen hinausreicht. Zeitzeugen verleihen dem Leid der europäischen Juden einen individuellen Ausdruck und legen stellvertretend für Millionen Zeugnis über das Unfassbare ab. Die in klarer und eindringlicher Sprache formulierten Erinnerungen Änne Gröschlers leisten einen solchen Beitrag und stellen ein wertvolles zeitgeschichtliches Dokument dar, das maßgeblich zur Aufarbeitung beiträgt.

Vor der ‚Machtübernahme‘ der Nationalsozialisten gehörte das Ehepaar Hermann (1880-1944) und Änne (Anna) Gröschler (1888-1982) mit ihren Kindern Käthe (1915-2002), Gertrud (1917-2000) und Walter (1922-2017) zu den wohlhabenden und angesehenen Einwohnern der friesischen Kleinstadt Jever. Der Kaufmann Hermann Gröschler leitete gemeinsam mit seinem Bruder eine Rohprodukten- und Altwarenhandelsfirma, er amtierte als Vorsteher der jüdischen Gemeinde, gehörte dem Rat der Stadt Jever an und war ausgewiesener liberaler Demokrat. Nach 1933 erlebte die Familie einen drastischen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Abstieg, Repressionen und Anfeindungen nahmen stetig zu und so fiel 1935 die Entscheidung, das jüngste Kind Walter zu Ännes Bruder nach Palästina zu bringen. 1937 gelang es den Eltern, ihren Sohn noch einmal in Jerusalem zu besuchen – sie kehrten jedoch aus Sorge um ihre Verwandten und die Firma nach Jever zurück. „Uns selbst trifft die Schuld, dass wir nicht blieben“ (S. 93), bedauerte Änne Gröschler später die damals getroffene Entscheidung. Angesichts der gewaltsamen Ausschreitungen in der Pogromnacht vom 9./10. November 1938, der Niederbrennung der Synagoge und der Verhaftung des Ehepaars Gröschler – Hermann wurde mit anderen jüdischen Männern für einige Zeit ins KZ Sachsenhausen verbracht – entschieden sich die Gröschlers Anfang 1939 zur Flucht ins niederländische Groningen. Als die deutsche Wehrmacht am 10. Mai 1940 in die bis dahin neutralen Niederlande einmarschierte, floh die Familie zunächst in den scheinbar sicheren Westteil des Landes, musste dann aber nach Groningen zurückkehren. Unter dem Eindruck zunehmender Bedrohung tauchten Tochter Käthe und ihr Mann 1942 unter und auch Änne und Hermann Gröschler konnten sich eine Weile in einer Groninger

Dachkammer verbergen, wurden dort aber entdeckt und verhaftet. Im November 1942 wurden sie in das niederländische Durchgangslager Westerbork überführt und lebten hier in ständiger Angst vor der Deportation nach Polen. Bemerkenswert sind die detaillierten Schilderungen des Lagerlebens und der Überlebensstrategien, die ein genaues Bild der Organisation des Durchgangslagers zeichnen und beklemmende Einblicke in den Gemütszustand der Häftlinge gewähren. Der Leser wird durch die Authentizität des Beschriebenen zum Zeugen des Grauens, das bedrückend greifbar wird. Die chronologische Abfolge der Schilderungen wird ab und an von gedanklichen Einschüben unterbrochen, die weiter zurückliegende Erinnerungen der Autorin schildern oder aber die Fassungslosigkeit über das Erlebte zum Ausdruck bringen. Wiederholt standen die Gröschler auf Transportlisten, blieben aber letztendlich dank der Fürsprache Dritter und der Einteilung zu „unentbehrlichen“ Arbeitseinsätzen von der Deportation verschont.

Schließlich gelangte das Ehepaar Gröschler auf die sogenannte „Palästina-Liste“, die Rettung vor dem sicheren Tod versprach. Im Verlauf des Zweiten Weltkriegs wurden Juden, die Angehörige in „Feindstaaten“ hatten, gegen dort inhaftierte Deutsche oder Devisen getauscht. Da Anne Gröschler Verwandte in Palästina hatte, wurde sie gemeinsam mit ihrem Mann ausgewählt und im Februar 1944 ins Konzentrationslager Bergen-Belsen verlegt, das u.a. als Austauschlager diente. Auch hier wird das (Über-)leben und Leiden der Insassen detailliert geschildert, wobei das verzweifelte Ausharren auf den erlösenden Austausch besonders greifbar wird. Kurz nach seiner Ankunft im Lager verstarb Hermann Gröschler an Herzversagen, Unterernährung und fehlenden Medikamenten, so dass seine Frau Anne am 30. Juni 1944 die Fahrt in die Freiheit alleine antreten musste. Über Österreich, Ungarn, Bulgarien, die Türkei, Syrien und den Libanon gelangte sie schließlich nach Palästina, wo sie ihren Sohn Walter wiedersah, bei ihrem Bruder in Jerusalem lebte und schon bald ihre Erinnerungen an die zurückliegenden Jahre niederschrieb. „Aus dieser schweren Zeit“ ist ein außerordentlich lesenswertes Buch, das am Beispiel einer jüdischen Familie aus Jever ein wenig bekanntes Kapitel in der Aufarbeitung des Holocaust beleuchtet und insbesondere in Zeiten neu aufkeimender Ressentiments und ausgrenzender Parolen zur Erinnerung an die Geschichte mahnt.

Oldenburg

Marcus Kenzler

Marcus Kenzler (Hg.): *Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken. 101 Schlagworte zur Provenienzforschung.* Oldenburg: Isensee 2017, ISBN 978-3-7308-1396-6, 100 S., zahlr. Abb., geb., 18,95 €.

Seit 2011 werden am Landesmuseum für Kunst und Kulturgeschichte Oldenburg die Sammlungen nach NS-Raubgut durchsucht. Damit ist es eines von wenigen Museen in der Bundesrepublik Deutschland, die eine Dauerstelle für Provenienzforschung eingerichtet haben. „Herkunft verpflichtet! Die Geschichte hinter den Werken“ hieß die Sonderausstellung, die vom November 2017 bis Ende Februar 2018 am Landesmuseum Oldenburg zu sehen war. Die Ausstellung zog eine Zwischenbilanz über die bisher geleistete Provenienzforschung. Zu diesem Anlass erschien auch das gleichnamige Begleitbuch. Die von Marcus Kenzler kuratierte Ausstellung unterschied sich wohlthuend von anderen Ausstellungen zur gleichen Thematik, die schon bisher im deutschsprachigen Raum gezeigt wurden. Die Ausstellung bestach durch den klar strukturierten Aufbau, der den Besuchern/-innen die manchmal sperrig-juristischen Themen der Provenienzforschung leicht verständlich, aber doch umfassend näher brachte. Das Begleitbuch zur Ausstellung bietet darüber hinaus eine vertiefende Ergänzung und bleibt auch nach Ende der Ausstellung ein wichtiges Informationsbuch für jene, die sich rasch und in kompakter Form über die wichtigsten Themen und Begriffe der aktuellen Diskussion in der Provenienzforschung informieren möchten. Aufgebaut wie ein Lexikon, vereinigt der Band 101 Kurzaufsätze zu Schlagworten von „Arisierung“ bis zu „Zwangsverkauf“, über den „Schwabinger Kunstfund“ und „Hildebrand Gurlitt“ bis hin zu „Ethnographika“, die in der „Kolonialzeit“ meist auf dubiose Weise in europäische Sammlungen kamen. Entzug und Restitution von Alltagsgegenständen, ein Themenbereich, der in der bisherigen Diskussion zur Provenienzforschung noch kaum behandelt wurde, wird ausführlich unter mehreren Stichworten beleuchtet: Unter dem Begriff „Wertgrenzen“ wird klargestellt, dass es die Grundintention der 1998 verabschiedeten „Washingtoner Prinzipien“ war, jegliche Art von Gegenständen, die in der NS-Zeit ihren Eigentümern/-innen geraubt worden sind, zurückzugeben – unabhängig von ihrem Wert. Bisher standen aber meist Kunstgegenstände im Fokus der Provenienzforschung an

Museen, da sie den höheren Marktwert besitzen. Und auch in der Öffentlichkeit stehen die „großen“ Restititionen meist im Zentrum der medialen Aufmerksamkeit. Gerade der Fall einer bemalten Fliese, die an die Erben des Amsterdamer Antiquitätenhändlers Mozes Mogrobi vom Landesmuseum Oldenburg restituiert und dann angekauft wurde, zeigt die Wichtigkeit, sich auch mit Objekten zu beschäftigen, deren ideeller Wert für die Nachkommen höher ist, als ihr materieller Wert oft vermuten lassen würde. So wie Restauratoren jedem Sammlungsobjekt, sei es nun ein Gemälde, Buch oder Alltagsgegenstand, die gleiche Sorgfalt angedeihen lassen, um es für zukünftige Generationen zu erhalten, so hat auch die Provenienzforschung jedes Objekt mit dem gleichen Aufwand zu untersuchen, um herauszufinden, ob es sich dabei nicht um NS-Raubgut handelt. Leider hat sich diese Grundhaltung noch nicht in der Provenienzforschung durchgesetzt. Beim privaten „Art Loss Register“, einer online-Datenbank für NS-Raubkunst, werden nur Objekte aufgenommen, die derzeit mehr als 1500,- € wert sind. Ein Irrweg, der nicht dem Geist der Washingtoner Erklärung von 1998 entspricht.

Auch mit der 2014 geschaffenen kooperativen „Restitutionsammlung“ haben das Oldenburger Landesmuseum, das Stadtmuseum Oldenburg sowie das Schlossmuseum Jever einen wichtigen Impuls gesetzt, um in der Öffentlichkeit ein stärkeres Bewusstsein für NS-Raubgut in Privatbesitz zu schaffen. Privatpersonen können Objekte aus Familienbesitz, bei denen die Vermutung besteht, dass diese in der NS-Zeit geraubt worden sind, als Leihgaben temporär den beteiligten Museen übergeben. Die Provenienzforschung versucht dann in Zusammenarbeit mit den Besitzern/-innen, die Geschichte dieser Objekte zu erforschen und deren Voreigentümern/-innen zu finden. Eine vorbildliche Initiative, die auch in anderen Regionen aufgegriffen werden sollte. Ausstellung und Buch zeigen, wie wichtig kontinuierliche Provenienzforschung an Museen ist und dass dieser Forschungszweig mittlerweile nicht nur wertvolle Impulse für die Sammlungs- und Institutionengeschichte liefert, sondern auch ein nicht mehr wegzudenkender, integraler Bestandteil der Arbeit an Museen geworden ist.

Wien

Christian Klösch

Jürgen Kessel: *Johann Bernard Stallo (1823-1900). Ein deutsch-amerikanischer Jurist, Schriftsteller und Diplomat*. Oldenburg: Isensee 2017, ISBN 978-3-7308-1359-1, 325 S., zahlr. Abb., geb. (= Oldenburgische Familienkunde, Jg. 58, 2016), 20,- €.

„Es blieb mir (...) nur die Wahl, entweder die Kette der Schulmeister meiner Familie um ein Glied zu verlängern, oder nach Amerika auszuwandern.“ So prosaisch äußerte sich der aus der Bauerschaft Sierhausen bei Damme stammende Stallo zu seinen Beweggründen. Gar nicht so prosaisch verlief hingegen das Leben dieser den meisten bis dahin sicherlich eher unbekanntenen „eigenwilligen, zielstrebigem Persönlichkeit“, der Dr. Jürgen Kessel, bis 2010 Lehrer am Gymnasium in Damme, in jahrelanger Forschungs- und Puzzlearbeit eine umfangreiche Biographie gewidmet hat; bereits 2002 erschien ein erster Beitrag im OJb. Nach einer Einleitung folgt ein erster Überblick über Stallos Leben unter der Überschrift „Von Damme in die neue Heimat“, mit u.a. einem Überblick über bisher Erschienenes zu seiner Person. Eher systematischen Charakter haben die folgenden großen Abschnitte zu Stallos Ansichten und Aktivitäten: „Philosophie und Naturwissenschaften“, „Politische Aussagen und Grundsätze“ und „Einmischung in die praktische Politik“. Umfassend dargestellt werden danach noch die letzten 15 Jahre seines Lebens, die Stallo ab 1885 als US-Botschafter in Rom verbrachte, ehe eine „Annäherung“ die Darstellung zusammenfasst. Der Anhang enthält ein umfangreiches Personenverzeichnis, in dem zu allen Personen, mit denen Stallo irgendwie in Kontakt stand, umfangreiche biographische Angaben gesammelt sind. Während viele Auswanderer namenlos blieben, gelingt es im Fall von Stallo, ein ungewöhnliches Auswandererleben – trotz fehlender Korrespondenzen usw. – erstaunlich vielfältig und detailliert nachzuvollziehen.

Auswanderung war Stallo, wenn man so will, in die Wiege gelegt – sein Vater, eigentlich Lehrer in Damme, hatte als Auswanderungsagent eine vom Staat ungenutzte Nebentätigkeit, sein Onkel warb von den USA aus für die Auswanderung. Dies gepaart mit fehlenden Mitteln für den Besuch des Gymnasiums und wohl auch einer gewissen rebellischen Natur, war Stallo jun. somit jemand, den es förmlich drängen musste, Damme zu verlassen und zu neuen Ufern – lange Zeit in Cincinnati, Ohio, wo sich viele Süddoldenburger niederließen – zu streben. Eine gewisse klassische Bildung, die seine weitere Bildung und Berufsausübung sowie einen gewissen Wohlstand in den USA ermöglichten, empfing er allerdings noch auf dem anfänglich besuchten Lehrerseminar in

Vechta. Nach der Ankunft in Amerika 1839, erst 16-jährig, betätigte er sich erst als Lehrer in Cincinnati und New York (1840-1847), wurde nebenher auch zu einer Art autodidaktischem Privatgelehrtem, der Reden und Vorträge hielt (u.a. zu seinem Vorbild A. von Humboldt) und auch auf verschiedenen Gebieten schriftstellerisch tätig wurde. Bekannt wurde schon 1840 ein Schreiblernbuch für Deutsche in Amerika. Der Berufswechsel zu Jura erfolgte 1847, und bis zu seinem Umzug nach Italien 1885 blieb er fortan als Anwalt tätig, nebenher auch als Vermögensverwalter! Größere Bekanntheit erwarb Stallo gelegentlich durch Plädoyers, aber auch durch Veröffentlichungen, die von seinen philosophischen und naturwissenschaftlichen Interessen zeugen – und weiter durch Reden und Vorträge. Zeitweilige Aussichten Mitte der 1850er Jahre auf einen Posten als gewählter Richter am Obersten Staatsgerichtshof machte seine Ehe mit einer Protestantin zunichte, da sie ihn die Stimmen der Katholiken kostete, als Katholik wiederum erlebte er Stimmungsmache der englischen protestantischen Öffentlichkeit gegen ihn. In gewisser Weise seiner Weltsicht kompromisslos treu, blieb er lange Parteigänger der Demokraten. So vertrat Stallo z.B. in den Anfangsjahren in konfessionell aufgeheizten Auseinandersetzungen zu Fragen des staatlichen Schulwesens eine neutrale Position des Staates, gegen eine zu starke Einflussnahme der (protestantischen) Kirchen. Nach und nach entwickelte er für sich eine Naturphilosophie, die ihn zu einem Kämpfer für Demokratie, Toleranz, Gleichberechtigung der Rassen in den USA usw. werden ließ, nicht unbedingt für die Emanzipation der Frauen. Im amerikanischen Bürgerkrieg gehörte er folgerichtig zu den Anhängern der Aufhebung der Sklaverei. Als eingewanderter Deutsch-Amerikaner vertrat er dazu öffentlichkeitswirksam die Interessen seiner Landsleute, gegen Vorbehalte und Forderungen der englischsprachigen Mehrheit. Über die Jahre entwickelte sich allerdings auch eine starke Skepsis gegenüber beiden großen politischen Parteien in den USA und ihrer Fähigkeit, Lösungsansätze für virulente Probleme zu entwickeln. In seinen vielen Beiträgen und Aktivitäten kann man ihn heute tatsächlich mit Recht als einen – mehr als manch andere – auch sprachlich (Englisch) frühzeitig in Amerika angekommenen und umfassend gebildeten Publizisten bezeichnen, der z.T. deutlich Position beziehen und Probleme ansprechen konnte, was u.a. in seinem Eintreten für verschiedene Präsidentschaftskandidaten zum Ausdruck kam. Erstaunlicherweise brachte ihm gegen Ende seines Lebens sein Werk „Die Begriffe und Theorien der Modernen Physik“ von 1883 in Europa große Anerkennung ein. Viele persönliche Zeugnisse sind von ihm aufgrund seiner familiären Situation, der zwischenzeitlichen starken Distanz der Amerikaner zu Deutschland infolge der Kriege und Stallos Umzug nach Italien nicht erhalten. Aus den erhaltenen spricht nebenbei auch die Fähigkeit zu Humor und Selbstironisierung, die ihn sympathisch macht.

Es ist dies allerdings auch ein Buch, das so etwas wie zwei Seiten aufweist. Einerseits wünscht man sich – insgesamt gesehen und vor allem auch im ersten Teil – eine stringenter, auch gelegentlich gekürzte Darstellung. Ein wenig trägt das Buch mit der Detailliertheit mancher Darstellung von inneramerikanischen Auseinandersetzungen, zu denen Stallo Stellung bezog, mit den vielen Aspekten (z.B. zu seiner Italienzeit), die der Autor tief auslotet, auch mit der Ausführlichkeit der Anmerkungen, noch den Ballast seiner Entstehung über viele Jahre mit sich, in denen der Autor alles Greifbare über Stallos Lebensumfeld und Äußerungen gesammelt hat. Wer das umfangreiche Buch also in die Hand nimmt, muss gewisse Dinge, die ermüden können, in Kauf nehmen, wird aber andererseits durch das Kennenlernen einer ohne Zweifel höchst interessanten Persönlichkeit mit südoldenburgischen Hintergrund (und eines Beispiels für die umfangreiche Auswanderung im 19. Jahrhundert) entschädigt. Wenn man so will, haben wir die lesenswerte Biographie eines sehr begabten Oldenburgers, eines „nicht alltäglichen Auswanderers“ und „bürgerliche Selfmademens“ vor uns, der nicht nur physisch seine engen regionalen Grenzen gesprengt, sondern durch seine Auswanderung auch für sich weite (Selbst-)Bildungs- und Erfahrungshorizonte erobert hat.

Oldenburg

Wolfgang Henninger

Ulrich Klügel: *Das Studienseminar Oldenburg 1892-1983. Der lange Weg zur Professionalisierung der Lehrerausbildung an höheren Schulen*. Bad Heilbrunn: Julius Klinkhardt 2017, ISBN 978-3-7815-2133-9, 383 S., kart., 49,- €.

Rund hundert Jahre nach der Gründung eines Seminars (1793) zur Ausbildung von Lehrern an Elementarschulen, den späteren Volksschulen, wurde in Oldenburg ein Seminar für die Ausbildung von Lehrern an höheren Schulen eingerichtet (1892). Über die damit nun mögliche institutionalisierte Ausbildung dieser Lehrer hat Ulrich Klügel, heute selber Lehrer am Gymnasium in Brake, ein

umfangreiches, sehr übersichtlich strukturiertes Werk vorgelegt, das 2015 als Dissertation von der Fakultät 1 (Bildungs- und Sozialwissenschaften) der Carl von Ossietzky Universität Oldenburg angenommen worden ist. Über einen Zeitraum von fast einem Jahrhundert (1892-1983), vom Autor aufgeteilt in vier Zeiterioden (Kaiserzeit 1892-1918, Weimarer Republik 1919-1932, Nationalsozialismus 1933-1945 und Nachkriegszeit 1945-1983) werden jeweils fünf Gesichtspunkte (Kontext; Ausbildungsorganisation; biografische Aspekte; pädagogische Aspekte; Professionalisierungsaspekte) auf der Basis umfangreichen Quellenmaterials inhaltlich einerseits an vielen Stellen ins Detail gehend, andererseits übersichtlich zusammengefasst dargestellt. Durch die für alle vier Perioden gleichen Betrachtungsgesichtspunkte werden sehr gut Kontinuität und Wandel in Bezug auf Organisationsstrukturen und Ausbildungsinhalte sichtbar. Die dabei deutlich werdenden Einzelheiten können im Rahmen einer kurzen Buchbesprechung jedoch nicht angemessen gewürdigt werden. Deshalb ist hier auf eher formale Gesichtspunkte und Besonderheiten hinzuweisen. Besonders hervorzuheben ist zunächst, dass die Veröffentlichung auf Quellen basiert, die erstmals themenbezogen ausgewertet wurden. Dazu gehören Akten der staatlichen Schulverwaltung (davon alleine schon 1400 Personalakten), ergänzt um kommunale Akten, Jahresberichte und Schulprogramme, Seminarprotokolle, sowie als Quellen anzusehende Veröffentlichungen in Gesetzes- und Amtsblättern und anderes. Wie der Autor selbst aber feststellt, reicht diese Basis und die dabei vorhandene Fülle nicht aus, seine Intention, eine Geschichte der Lehrerbildung ‚von unten‘ zu verfassen, einzulösen – Annäherungsversuche sind aber zu erkennen.

Das Studienseminar war in den ersten Jahrzehnten seines Bestehens räumlich und personell eng mit dem damals einzigen Oldenburger Gymnasium, dem heutigen ‚Alten Gymnasium‘, verbunden: Es war im Gymnasium untergebracht, der Leiter des Gymnasiums war zugleich Leiter des Seminars, die Lehrkräfte des Gymnasiums wirkten als Mentoren an der Ausbildung mit. Hierzu gibt es eine interessante Parallele: Auch für das 1793 gegründete Seminar zur Ausbildung von Elementarschullehrern hatte das Gymnasium in Oldenburg in der ersten Zeit eine grundlegende Funktion. Die Seminaristen mussten dort durch die Teilnahme am gymnasialen Unterricht ihre dürftige Allgemeinbildung erweitern. Die Seminarleitung, die Vermittlung des für den Unterricht nötigen Wissens und die Unterrichtsübungen waren davon aber getrennt. Mit der Errichtung eines Studienseminars für die Lehrer an höheren Schulen wurde deren Ausbildung zweiphasig: Nach dem Studium (z.B. der Philologie) an der Universität, das ausschließlich ein wissenschaftliches Fachstudium war, erfolgte nun im Seminar die Vorbereitung auf die Arbeit in der Schule. In diese Ausbildung am Studienseminar wurden Zug um Zug auch Ausbildungsschulen einbezogen, an denen die Seminar Teilnehmer notwendige Unterrichtserfahrungen sammeln konnten. 1922 entschied Theodor Tantzen, der damalige oldenburgische Minister für Kirchen und Schulen, das Studienseminar an die Oberrealschule (Umbenennungen: 1938 Hindenburgschule, 1988 Herbartgymnasium) zu verlegen. Einer der wesentlichen Gründe dafür war, dass die Lehrer am Gymnasium wegen fehlender eigener Ausbildung für den Lehrerberuf, besonders auch der daher festzustellenden Inkompetenz in Bezug auf unterrichtsdidaktische und -methodische Fragen, als nicht hinreichend geeignet zur Ausbildung der Seminaristen erschienen. Dieser zweite Standort blieb für das Studienseminar bis 1956 erhalten. In den ersten Jahren des Neuanfangs nach dem Zweiten Weltkrieg mussten für die Seminararbeit notwendige Räume, allerdings außerhalb des Standortes Hindenburgschule, auch für Sitzungen in Anspruch genommen werden, z.B. in der Wohnung des Seminarleiters und auch in verschiedenen Privatwohnungen. Ab 1949 stand dem Seminar dann wieder ein allerdings mehr als bescheidener Raum in der Hindenburgschule zur Verfügung. Eigene Räumlichkeiten bezog das Studienseminar 1956 in einem angemieteten Privathaus am Theaterwall. Damit wurde die enge Verbindung zu einer höheren Schule beendet. Zehn Jahre später wurde das Seminar dann in das landeseigene Gebäude an der Peterstraße (ehemalige Dienstwohnung des Direktors des Lehrerseminars für die Volksschullehrerausbildung) verlegt, und damit in die Nachbarschaft der Pädagogischen Hochschule, an der das Studium für das Lehramt an Volksschulen stattfand. Zu einer Zusammenarbeit der beiden Ausbildungsstätten ist es aber dennoch nicht gekommen. Mit der Fortführung der Seminarbildung nach dem Zweiten Weltkrieg erfolgte durch die Trennung von Schulleitung der Gastschule und Seminarleitung ein wesentlicher Schritt in Richtung Selbstständigkeit des Seminars. Die Seminarleiter erhielten mehr Spielraum für eine Profilierung des Seminars, die sie auch nutzten.

Für den gesamten untersuchten Zeitraum hat Klügel Stagnationen und Veränderungen des Studienseminars deutlich herausgearbeitet. Dabei zeigen sich Parallelen zwischen einerseits Veränderungen im Schulbereich, die auch Veränderungen im Studienseminar nach sich zogen, und andererseits, dass die Seminarleiter wesentlicher Motor für eine „Modernisierung“ der Ausbildung waren. Nicht gerade überraschend ist, dass in der Weimarer Zeit Pädagogik und Psychologie einen deutlichen Stellenwert erhielten, in der Zeit des Nationalsozialismus hingegen Errungenschaften

wieder aufgegeben werden mussten und die Ausbildung auf das nationalsozialistische Persönlichkeits- und Weltbild umorientiert wurde. Überraschend hingegen ist, dass 1928 in Erfüllung eines Erlasses Exkursionen zu anderen Schularten, z.B. zur ersten Oldenburger Hilfsschule (Elisabethschule) und zu einer Grundschule (Heiligengeistorschule), durchgeführt wurden. Die Referendare nahmen den dort vorgeführten Unterricht mit Interesse, aber auch mit deutlicher Reserviertheit zur Kenntnis.

Die Veröffentlichung endet mit einem umfangreichen Verzeichnis der vom Verfasser benutzten Quellen und einem ebenfalls sehr umfangreichen Literaturverzeichnis, das den an der Sache Interessierten als anregende Fundgrube dienen kann. Zu wünschen ist, dass auch an anderen Orten Forschungsarbeiten zur Geschichte der Studienseminare entstehen, die in ähnlich Weise differenzierte Ergebnisse vorlegen können. Sie würden ein Bild mit dem Spektrum unterschiedlichster Konzepte entstehen lassen, das für Überlegungen zur Lehrerbildung bei Bedarf immer wieder zu betrachten wäre.

Oldenburg

Klaus Klattenhoff

Bernd Müller: *Die frühen Jahre von Herzog Peter Friedrich Ludwig von Holstein-Oldenburg 1755-1785*. Oldenburg: Isensee 2016, ISBN 978-3-7308-1281-5, 175 S., Anlagen, zahlr. Abb., kart. (= Oldenburger Studien, Bd. 84), 24,80 €.

Dass im Rahmen der traditionellen Politik- und Herrschaftsgeschichte die Kindheits- und Jugendjahre späterer Herrscher selten ausführlich behandelt, sondern meist nur am Rande miterwähnt werden, scheint natürlich und gilt auch für die frühere Forschung zu Peter Friedrich Ludwig, dem Holsteiner Prinzen und späteren Herzog von Oldenburg. Das Interesse an der „großen“, europäischen Dimension der oldenburgischen Geschichte stand so auch im Mittelpunkt der Dissertation Bernd Müllers von 2011, in der er die Außenpolitik Peters während seiner Regierungszeit 1785-1829 vorbildlich quellennah dargestellt und analysiert hat. In der vorliegenden Arbeit wendet er sich nun den Jugendjahren Peters zu, die einerseits unter der herrschaftsgeschichtlichen Fragestellung behandelt werden, wie es dazu kommen konnte, dass ein „nachgeborener Sohn eines frühverstorbenen Generals [...], der seinerseits der vierte Sohn einer herzoglichen Linie war“ (S. 1), dass also ein – dynastisch gesehen – auf eigentlich aussichtsloser Position geborener Spross der Holstein-Gottorfer Herzogsfamilie schließlich doch eutinisch-oldenburgischer Landesherr werden konnte. Ausgehend von einem berechtigten Unbehagen an dem in der Forschung dominierenden Bild Peters als makellosem „patriarchalisch-fürsorglichem Landesvater“ verfolgt Müller andererseits das Ziel, durch die Analyse seiner Jugendjahre „Zugang zu der Entwicklung seiner Persönlichkeit“ zu gewinnen – ein zunächst heikel erscheinendes Unterfangen, da die Arbeit sich nun eigentlich auch theoretisch auf das Gebiet der Entwicklungspsychologie begeben müsste, wobei von vornherein klar ist, dass die Datenbasis für eine tragfähige entwicklungspsychologische Analyse im Fall Peters kaum ausreichend ist. Müller umgeht dieses typische Problem historischer Psychologie, indem er pragmatisch vorgeht und einen „kulturgeschichtlichen Ansatz“ verfolgt, d.h. nicht so sehr über das Seelenleben des jungen Prinzen Peter spekuliert, sondern die kulturellen Einflüsse in den Mittelpunkt rückt, denen er durch seine Umwelt und seine Erzieher ausgesetzt war. Die Arbeit belegt, dass diese Entwicklung – bei aller Lückenhaftigkeit der Überlieferung – auf Grundlage der vorliegenden Schriftquellen in der Tat über weite Strecken rekonstruierbar ist.

Nach dem Tod beider Eltern, des zuletzt in russischen Diensten stehenden Vaters Georg Ludwig von Holstein-Gottorp (1719-1763) und seiner Frau Sophie Charlotte (1722-1763), kommen Peter und sein Bruder Wilhelm August 1763 im Alter von acht bzw. zehn Jahren unter die Vormundschaft ihres Onkels, des Lübeckischen Fürstbischofs Friedrich August. Ursprünglich in Petersburg und Kiel in einem standesgemäß repräsentativen Elternhaus aufgewachsen, gelangen sie nun an den Hof nach Eutin, wo sie zunächst unter dem Einfluss eines Erziehers stehen, der den Prinzen „die Vorstellung vermittelt, sie bräuchten als Fürstensöhne nichts zu lernen, vielmehr genüge es, bella figura zu machen und mit Dreistigkeit aufzutreten, um sich in höfischer Gesellschaft behaupten zu können“ (S. 14). Dies ändert sich, als Zarin Katharina II. die Verantwortung für die Erziehung der Brüder an sich zieht, Karl Friedrich von Staal als Erzieher bestimmt und 1765 die weitere Ausbildung in Bern und ab 1769 in Bologna anordnet. Hier beginnt von Staal einen insgesamt achtjährigen Erziehungs- und Ausbildungsprozess, in dessen Verlauf den Prinzen zunächst gründliche Kenntnisse im Schreiben, Zeichnen, der Mathematik sowie der französischen und russischen Sprache vermittelt

werden. Aufgrund der Rolle der Brüder als „dynastische Reserve“ des gottorf-russischen Hauses (S. 11, 171) war letztlich das Ideal des aufgeklärten Fürsten als ersten Dieners seines Staates Leitbild dieser Erziehung. Das auf Wissen und Leistung ausgerichtete, tendenziell bürgerlich-aufklärerische Denken, das diesem Ideal zugrunde liegt, steht dabei in interessantem Widerspruch zur bewussten Wahrung standesgemäßer Lebensweise. Aufschlussreich ist hier der Konflikt um Standessymbole, die von Staal mit dem Berner Patriziat austrägt. Er ist in der Tat ein gutes Beispiel für die „immanente Spannung im Gedankengebäude des aufgeklärten Absolutismus“ (S. 19), der aufklärerisches Denken nur im Rahmen der traditionellen Standes- und Herrschaftsordnung zulässt und Peters späteres Selbstverständnis als eines patriarchalischen Herrschers bestimmen sollte.

Nach Abschluss der Ausbildungsjahre beginnen beide Prinzen 1773 zunächst eine militärische Laufbahn in Russland. Peter beendet die seinige jedoch nach dem Tod seines Bruders August 1774 und unternimmt eine Kavaliereise durch Deutschland, Holland und England. Als die Hochzeit seines Vettters, des oldenburgischen Erbprinzen Wilhelm, spektakulär scheitert und dadurch dessen Krankheit und Regierungsunfähigkeit unabweisbar wird, gerät Peter – wiederum durch Intervention Katharinas II. – in die Rolle des designierten Nachfolgers seines Onkels Friedrich August, wird zunächst 1776 zum Lübeckischen Koadjutor und 1777 per Familienvertrag zum künftigen Landesadministrator Oldenburgs bestimmt – eine Entwicklung, die maßgeblich von russischer Seite gelenkt wird, weshalb die Widerstände der Herzogin, die weiter für die Rechte ihres Sohnes Wilhelm kämpft, und auch die Intrigen des Ministers Friedrich Levin Graf Holmer erfolglos bleiben. Peter hält sich geschickt und in enger Abstimmung mit dem russischen Gesandten am Eutiner Hof, Iwan Freiherr von Mestmacher, vom Machtzentrum Eutin weitgehend fern, unternimmt 1777-1780 eine Frankreich- und Skandinavienreise und begibt sich – auch hier wiederum auf Anweisung aus Petersburg – auf Brautschau ins Württembergische. So macht er schließlich der Prinzessin Friederike von Württemberg-Teck, einer Schwester Maria Feodorownas, der Gattin Großfürst Pauls, 1780 einen Heiratsantrag. Zu ihr, die er im Jahr darauf heiratet, kommt erst nach und nach eine emotionale Beziehung zustande: Peter nimmt gegenüber der zehn Jahre jüngeren, ihm durchaus empfindsam zugewandten Friederike zunächst die Haltung des kühl-rationalen Erziehers ein, während aus seinen Briefen an ihre ältere Schwester Maria Feodorowna eine für Peters Verhältnisse fast schon schwärmerische Verehrung spricht. Erst langsam entwickelt sich in den Jahren des Zusammenlebens mit Friederike in Oldenburg und Rastede (1781-85) auch bei Peter augenscheinlich eine echte Zuneigung zu seiner jungen Ehefrau. 1783 bringt sie den Stammhalter August, knapp zehn Monate später den zweiten Sohn Georg zur Welt. Tragisch endet dann die kurz darauf folgende dritte Schwangerschaft der von fortschreitendem Brustkrebs Geschwächten, die im Oktober 1785 zu einer Totgeburt und kurz darauf zum eigenen Tod Friederikes führt. Für Peter, der nach dem Tod Friedrich Augusts im Juli des Jahres gerade erst die Regentschaft als Fürstbischof und Landesadministrator übernommen hatte, war dies offenkundig ein schwerer Schicksalsschlag und markiert zusammen mit der Machtübernahme einen zentralen Wendepunkt in seinem Leben: „Er suchte sich durch Arbeit zu betäuben und verschloss sich vollkommen in sich selbst. Nie wieder sollte er sich einem anderen Menschen so öffnen, wie er es schließlich seiner jungen Frau gegenüber getan hatte, nie wieder sollte er heiraten. [...] Immer vollkommener passte er sich in der Folgezeit der Idealvorstellung von einem spätabsolutistischen Herrscher an, der seine Herrschaft zwar in göttlicher Fügung kraft Geburt begründet sah, der sich aber [...] fürsorglich leitend für das Wohl seiner Untertanen umfassend einsetzte und auf persönliches Glück für sich selbst und schon gar auf Prachtentfaltung um die eigene Person verzichtete“ (S. 174).

Mit der gründlichen, quellenorientierten Untersuchung des ungewöhnlichen Weges, der den jungen Gottorfer Prinzen Peter Friedrich Ludwig bis zur Regentschaft im Eutinischen und Oldenburgischen führte, schließt die Arbeit eine wichtige Forschungslücke. Sie besticht durch ihre genaue und sorgfältige Auswertung der vorhandenen Quellen und ihre klare, lesefreundliche und unpräzise Darstellung. Auch wenn angesichts der lückenhaften Quellenlage ein Rest Skepsis angebracht ist, erscheint das von Bernd Müller gezeichnete Psychogramm des jungen Peter Friedrich Ludwig, seine Entwicklung vom „liebenswert[en], geschmeidig[en] und anpassungsbereit[en]“ (S. 171) jungen Prinzen zum „ernsten und umsichtigen Landesvater“ (S. 174) im Ganzen sehr überzeugend. Über dieses Hauptinteresse des Verfassers hinaus bietet die Arbeit aufgrund ihrer Quellennähe jedoch auch eine Fülle an wichtigen biografischen und historischen Detailinformationen. So kann Müller beispielsweise Gisela Thietjes Darstellung von Peters Englandreise entscheidend korrigieren (S. 54, Anm. 180) und wichtige Hinweise auf das problematische Verhältnis Peters zu Graf Holmer geben, das gewiss eine nähere Untersuchung lohnt. Sehr erhellend sind auch die Details der Intrigen und Taktiken der Jahre 1775-1778, als es um die Einsetzung Peters als Nachfolger Friedrich Augusts ging. Weitergehende Untersuchungen könnten auch an Müllers Hinweise anknüpfen, das

in dem in Peters Erziehung angelegten und von ihm als Regent verfolgten Ideal des fürsorglich-patriarchalischen Landesvaters „auch ein gutes Stück Inszenierung seiner selbst in dieser Rolle“ (S. 174) stecke. Die kulturgeschichtliche Frage, welche Inszenierungsstrategien hier im Einzelnen verfolgt wurden, wie das Konzept der repräsentativen Inszenierung von Macht sich in Peters Regierungsjahren zur ‚aufgeklärten‘ Machtdarstellung wandelt, greift zwar über den Rahmen der vorliegenden Arbeit hinaus, stellt sich jedoch vor dem Hintergrund der von Müller nachgezeichneten Entwicklungslinien in einem neuen, klareren Licht.

Eutin

Frank Baudach

Oldenburger Kunstverein (Hg.): *175 Jahre Oldenburger Kunstverein*. [Festschrift zum 175-jährigen Jubiläum des Oldenburger Kunstvereins.] Oldenburg: Isensee 2018, ISBN 978-3-7308-1433-8, 124 S., zahlr. Abb., brosch., 10,- €.

Anlass dieser Publikation ist das 175-jährige Bestehen des Oldenburger Kunstvereins (OKV) im Jahr 2018. Groß prangt die Zahl „175“ in der Mitte des Covers des quadratischen Buchformates und hebt sich in Schwarz vom weißen Hintergrund ab. Die reduzierte äußere Aufmachung stellt das Wesentliche in den Mittelpunkt. Weder Bilder noch Metatexte auf Vorder- und Rückseite des Buches beraten den Leserinnen und Lesern Details; lediglich der kleine Schriftzug „Oldenburger Kunstverein“ am unteren Rand des Covers gibt den Protagonisten preis.

Auf die Wiedergabe der langen Geschichte, auf die der OKV mittlerweile erfolgreich zurückblicken kann, wurde in dieser Festschrift verzichtet: eine sinnvolle Entscheidung angesichts dessen, dass die beiden zum 125- und 150-jährigen Jubiläum erschienenen Vorgängerbände bereits ausführliche Informationen dazu liefern. Dass der im Jahr 1843 gegründete OKV, der zu den ältesten Deutschlands zählt, in seinem „Ausstellungsprogramm [stets] auf die jeweils jüngsten Tendenzen der zeitgenössischen Kunst fokussiert [war]“ und „sein[en] Beitrag zum kulturellen Leben der Stadt Oldenburg“ (S. 7) zudem in Form von Vorträgen, Musikveranstaltungen und moderner Vermittlungsarbeit leistet, erfahren die Leserinnen und Leser gleich zu Beginn in den einleitenden Worten der Vorsitzenden Gertrude Wagenfeld-Pleister. Im Gegensatz zu den älteren Festschriften folgt die aktuelle Publikation einem neuen Konzept: Den Hauptteil des Buches nehmen nicht wie früher Textbeiträge ein, stattdessen steht die visuelle Rückschau auf eine Auswahl der in den letzten 25 Jahren im OKV gezeigten Ausstellungen im Fokus, die anhand von farbigen Raumaufnahmen und Abbildungen von Objekten auf 85 Seiten an vergangene Höhepunkte erinnert. Die zum Teil großformatige und durchweg von guter Wiedergabequalität geprägte Bilderschau beginnt im Jahr 2017 und reicht bis 1993 zurück. Ergänzt werden die Ausstellungsansichten durch Angaben zum jeweiligen Jahr, die Namen der beteiligten Kunstschaffenden sowie Ausstellungs- und ggf. Werktitel. Auf diese Weise gewinnen die Leserinnen und Leser einen guten Überblick über die Vielfalt der verschiedensten Künstlerinnen und Künstlern sowie Genres gewidmeten Ausstellungstätigkeit des OKV. Werke, die speziell für den OKV und dessen Räumlichkeiten konzipiert worden sind und nur für die Dauer der jeweiligen Ausstellung Bestand hatten, werden so dokumentiert und bleiben auch im Nachhinein sichtbar. Im Anschluss an die Rückschau folgt ein Textbeitrag (S. 94-98) zu den vergangenen Ausstellungen, in dem Jürgen Weichardt auf einige der insgesamt 136 in den letzten 25 Jahren gezeigten Präsentationen ausführlicher eingeht und in kurzen Abschnitten weitergehende Informationen zu Künstlerbiographien und Werken anführt. Diese sind an entsprechenden Stellen mit Seitenverweisen zum Bildteil versehen. In einem knappen Abriss informiert Stefan Müller-Doohm (S. 99) über die verschiedenen vom OKV angebotenen Vortragsformate, die sich von wissenschaftlichen Vorträgen über Autorengespräche bis hin zur Reihe „Mit den Ohren denken“, in der philosophische Texte gelesen und diskutiert werden, erstrecken. Mit einem Beitrag (S. 106-111) bedacht wird auch, wie schon in den Vorgängerschriften, die dritte Sparte, die der OKV neben Bildender Kunst und Vorträgen bedient: die Konzerte, die „[s]eit über 70 Jahren veranstaltet“ werden. Wilhelm Büttemeyer gewährt Einblicke in die musikalische Geschichte des Vereins, die sowohl moderne Musik als auch die der ‚Alten Meister‘ beinhaltet, und berichtet offen vom gescheiterten Versuch, junges Publikum für diese Sparte zu begeistern. Gehalten hat sich hingegen das beliebte Format der „Meisterkonzerte“, das seit 1960 in fünf Aufführungen pro Spielzeit großen Anklang beim Publikum findet.

Ein neuer Aspekt, der im vorliegenden Jubiläumsband erstmals behandelt wird (S. 100-105), ist die Kunstvermittlung im OKV. Nach einem kurzen Rückblick auf die Geschichte des Vereins und die Anfänge der Museumspädagogik geht Doris Weiler-Streichsbier der Frage nach, wie es um den Bil-

dungsbeitrag der aktuellen Kunstvermittlung bestellt sei. Unter Berücksichtigung schwieriger Bedingungen, die eine fehlende eigene Sammlung, keine zusätzlichen Arbeitsräume, eingeschränkte finanzielle Mittel und zumeist sehr kurze Vorbereitungszeiten für das Vermittler-Team umfassen, leiste die Kunstvermittlung „offen[e], kreativ[e] und besucherorientiert[e]“ Arbeit, die das Ziel verfolge, Besucherinnen und Besuchern die Möglichkeit zu bieten, sich zu einem „mündigen Kunstbetrachter“ zu entwickeln. Dazu tragen Angebote für Erwachsene, Kinder und Jugendliche wie dialogische Führungen, neue Formate wie das „Nachtcafé“, (kooperative) Projekte, etwa zum Thema Inklusion, und innovative Konzepte wie „Karten statt Führung“, eine „Strategie für die Eigenerarbeitung einer Ausstellung“, bei. Den Abschluss dieses gelungen präsentierten Rückblicks auf die Geschichte des OKV der letzten 25 Jahre bilden ein nach Kategorien chronologisch gegliedertes Veranstaltungsverzeichnis sowie ein kurzer Überblick über die Besetzung des Vorstands und die ‚Stiftung Oldenburger Kunstverein‘. Damit dürfen die Leserinnen und Leser auf all die Dinge gespannt sein, die der „mutige, vielseitige, der jungen Gegenwartskunst zugewandte Kunstverein“ bis zum nächsten großen, dann 200-jährigen Jubiläum noch auf die Beine stellen wird.

Oldenburg

Mareike Lepszy

Hartmut Peters: *Die Synagoge von Jever, der Pogrom von 1938 und der lange Weg der Erinnerung*. Schrift zur Ausstellung „80 Jahre nach dem NS-Pogrom – die Synagoge von Jever und ihre Zerstörung im Jahre 1938“. GröschlerHaus Jever, 15. April bis 30. November 2018. Jever: GröschlerHaus 2018, ohne ISBN, 52 S., 23 Abb., kart. (= Schriften zur Geschichte des Nationalsozialismus und der Juden im Landkreis Friesland, Bd. 4), 5,- €.

Eine wichtige Ergänzung zu Änne Gröschlers Lebensgeschichte (s. weiter oben in diesem Besprechungsteil) stellt der kleine Band „Die Synagoge von Jever, der Pogrom von 1938 und der lange Weg der Erinnerung“ dar, der anlässlich der Ausstellung „80 Jahre nach dem NS-Pogrom – die Synagoge von Jever und ihre Zerstörung im Jahre 1938“ von Hartmut Peters verfasst und vom Schlossmuseum Jever, dem GröschlerHaus, dem Jeverländischen Altertums- und Heimatverein e.V. und dem Heimatverein Varel e.V. dieses Jahr herausgegeben wurde. Das schlanke, rund 50 Seiten umfassende Buch bietet einen knappen, aber anschaulich formulierten Überblick über das jüdische Leben und Leiden in Jever, den Bau und die Zerstörung der Synagoge und den schwierigen Umgang mit dem Erbe der NS-Zeit nach 1945. Nachdem sich der erste Jude 1698 in Jever niedergelassen und sich die stetig wachsende jüdische Gemeinde gesellschaftlich emanzipiert hatte, wurde im Jahr 1880 auf dem Grundstück „Große Wasserpfortstraße 19“ die Synagoge nach Braunschweiger Vorbild errichtet, die fortan als die schönste in der Region Weser-Ems galt. Der informative Band betont, dass bis heute keine Bauzeichnungen gefunden wurden und auch über den Innenausbau nur wenig bekannt ist; es gelingt aber dennoch, eine Vorstellung vom Aufbau und der reizvollen Ausgestaltung zu vermitteln. Weshalb dieser bemerkenswerte Bau aber nur 58 Jahre überdauerte, verdeutlichen die nachfolgenden Kapitel: Nachdem es bereits um die Jahrhundertwende zu antisemitischen Übergriffen gekommen war, nahmen die Repressionen und Ausschreitungen gegen die jüdische Bevölkerung mit dem Erstarken der Nationalsozialisten in Friesland deutlich zu. Die NSDAP erhielt bei der Reichstagswahl vom Juli 1932 in Jever mit 60,1 % der Stimmen die absolute Mehrheit. Mit der ‚Machtübernahme‘ im Januar 1933 erfolgte die endgültige Zäsur im Leben der jüdischen Bevölkerung Jevers, die in zunehmendem Maße diffamiert, schikaniert und in ihrer wirtschaftlichen und sozialen Existenz systematisch ruiniert wurde. In der Pogromnacht vom 9. auf den 10. November 1938 brannten die Nationalsozialisten die Synagoge nieder, plünderten die Wohnungen und Häuser ihrer jüdischen Mitbürger und verschleppten die Männer ins Konzentrationslager Sachsenhausen. Durch die detaillierte Schilderung der Ausschreitungen, die Beleuchtung der Rolle der städtischen Feuerwehr während des Synagogenbrandes und die schonungslose Benennung der Täter gestaltet sich das Buch zu einem wichtigen Dokument zeitgeschichtlicher Aufarbeitung, das sich dezidiert gegen aktuelle Strömungen des Vergessens und Verharmlosens stellt. Nach 1938 kam es zum Abbruch der Synagogenruine, die Lage der verbliebenen jüdischen Bevölkerung verschlimmerte sich drastisch. Anfang 1940 wurden alle Juden aus Jever und Friesland endgültig vertrieben, ihr sogenanntes „Umzugsgut“ wurde öffentlich versteigert und nach damaligem Sprachgebrauch „verwertet“. 1949 begannen die „Synagogenbrand-Prozesse“, in deren Verlauf die fünf Haupttäter mit Hinweis auf den „Befehlsnotstand“ zunächst freigesprochen wurden, ein Jahr darauf erfolgten dann doch Verurteilungen. Das Buch schildert in beklemmender Weise, wie die nationalsozialistischen Verbrechen in der Nach-

kriegszeit systematisch verdrängt und verharmlost wurden und Täter durch eine gezielte Amnestie-Politik Karriere machen konnten. Erst gegen Ende der 1970er Jahre erwirkte die nachrückende Generation einen Wandel in der Betrachtung des dunkelsten Kapitels deutscher Geschichte. Die Einladung ehemaliger jüdischer Jeveaner und ihrer Angehörigen im April 1984 und der Einzug des Gröschlerhauses in das 1954 auf den Grundmauern der zerstörten Synagoge errichteten Wohn- und Geschäftshauses sind die Folgen eines beachtlichen gesellschaftlichen Engagements, durch das nun auch der vorliegende Band ermöglicht werden konnte.

Oldenburg

Marcus Kenzler

Martin Rackwitz: *Kiel 1918. Revolution – Aufbruch zu Demokratie und Republik*. Kiel/Hamburg: Wachholtz 2018, ISBN 978-3-529-05174-6, 302 S., zahlr. SW-Abb., geb., 19,90 €.

2018 jährt sich die Novemberrevolution zum 100. Mal. Kein Wunder, dass auf dem Buchmarkt zahlreiche Neuerscheinungen zum Ende des Weltkriegs und zur Revolution, die in Deutschland zu vorübergehend demokratischen Verhältnissen führte, vorgelegt worden sind. Die Ereignisse in Kiel sind für das Oldenburger Land deshalb von besonderer Bedeutung, weil Wilhelmshaven neben Kiel der große Stützpunkt der deutschen Kriegsflotte war, die bis auf den Einsatz am Skagerrak weitgehend auf Reede lag und für die englische Marine keine ernsthafte Bedrohung darstellte. Ihr von der Admiralität vorgesehener Einsatz im Ärmelkanal im Herbst 2018, der im Grunde als heroischer Untergang geplant war, löste auf einigen vor Wilhelmshaven liegenden Schlachtschiffen Meutereien aus, die auch durch den Rückzug der Flotte nach Kiel nicht mehr eingedämmt werden konnten und letztlich die Revolution auslösten. Die bis in jüngste Zeit verurteilte Befehlsverweigerung war im Grunde die richtige Antwort auf die bewusste Ignorierung der Friedensinitiative der Reichsregierung, die wiederum auf dringenden Wunsch der Obersten Heeresleitung unter Hindenburg und Ludendorff erfolgt war, durch die Admiralität. Die Matrosen meuterten, weil ihre militärische Führung meuterte; leider setzt sich diese historisch richtige Deutung der damaligen Geschehnisse erst heute wirklich durch.

Martin Rackwitz, Historiker und Publizist aus Kiel, erhielt den Auftrag, die Kieler Ereignisse minutiös nachzuzeichnen und zu bilanzieren. Hierfür dürfte er wohl für Kiel alle noch greifbaren Quellen ausgewertet haben. Es ist festzuhalten, dass er mit den überlieferten Aufzeichnungen und Erinnerungen sehr quellenkritisch umgegangen ist, was schon deshalb angeraten war, weil sie sich durchaus unterscheiden bzw. widersprechen. In Kiel war die Situation für die Ausbreitung einer revolutionären Bewegung eher gegeben als in Wilhelmshaven. In der Stadt an der Förde gab es eine streikbereite Arbeiterschaft, die von der oppositionellen USPD beeinflusst war. Insofern war es ein horrender Fehler der Marineleitung, die Schiffe mit den meuternden Matrosen ausgerechnet nach Kiel zurückzuführen. Die meuternden Matrosen kamen mit ihren Schiffen in eine unruhige Stadt; entsprechend leicht war dann die Verbindung zwischen Matrosen und Arbeiterschaft herzustellen, die für den Erfolg des Aufstandes ausschlaggebend war. Denn eines kann Rackwitz deutlich aufzeigen: Es war der Arbeiterrat, dessen Mitglieder auch auf kommunalpolitische Erfahrungen zurückgreifen konnten, der der revolutionären Bewegung die nötige Konsistenz verlieh. Eher hilflos und zeitweise auch der Situation nicht gewachsen waren die Soldatenräte, zumal hier auch eine personelle Konstanz oft nicht gegeben war. Wilde Schießereien mit einigen Opfern waren, so kann man dem Nachvollzug der Ereignisse entnehmen, Ergebnisse einer mangelhaften Informationspolitik, die gegen die in der Stadt grassierende Gerüchteküche nicht ankam. So gelang es dem aus Berlin zur Beruhigung der Situation herangereisten Sozialdemokraten Noske, die Führung an sich zu ziehen, ohne freilich die rasante Ausbreitung der revolutionären Bewegung in das ganze Reich verhindern zu können. Hierzu trugen die Kieler Marinesoldaten und Arbeiter entscheidend bei; allerdings war die Bereitschaft, für ein Ende des Krieges und eine bessere Versorgung einzutreten, auch flächendeckend gegeben. Dies beweist schon die frühe Ausrufung der ersten Räterepublik in München, also ganz im Süden des Reiches.

Im zweiten Teil der Arbeit widmet sich Rackwitz der Schilderung der Folgeereignisse in Kiel, wobei er ein Kapitel über die Berliner Ereignisse in den drei entscheidenden Monaten November 1918 bis Januar 1919 einschleibt. Dies ist insofern folgerichtig, weil es die Politik der Berliner Revolutionsregierung (Rat der Volksbeauftragten von MSPD und USPD) war, die letztlich auch das Schicksal der Revolution in der Provinz entschied. Hier wurde die Auseinandersetzung um die Frage parlamentarische Demokratie oder Räterepublik ausgefochten und letztlich der revolutionäre Elan ausge-

bremsst. Verhängnisvoll war, dass sich die MSPD dabei durchsetzte, indem sie den Schulterchluss ausgerechnet mit der Obersten Heeresleitung suchte, obwohl auch einem Noske, den die Regierung aus Kiel nach Berlin zurückholte, klar gewesen sein muss, dass er sich hier Republikgegner ins Boot holte. Die Feindschaft, ja der Hass auf die Konkurrenz von links, die der MSPD mit einer sich organisierenden USPD und einer sich neu konstituierenden KPD erwuchs, war so groß, dass sich die Sozialdemokraten Ebert und Noske einer Soldateska bedienten, die gnadenlos agierte, vor willkürlichen Hinrichtungen und politischen Morden (Liebknecht und Rosa Luxemburg!) nicht zurückschreckte und die eigentlich eher friedliche Novemberrevolution pervertierte. Andererseits wird man berücksichtigen müssen, dass sich die Siegermächte auf eine deutsche Räterepublik wohl nicht eingelassen hätten und eine Revolutionierung der Produktionsverhältnisse die Versorgungssituation eher noch verschärft hätte. Das Ergebnis der Wahlen zur Nationalversammlung am 19. Januar 1919 zeigte überdies, dass es keine Mehrheit für eine Räterepublik in Deutschland gab.

In Kiel sank die Bedeutung des Soldatenrats durch die Demobilmachung. 80 % der Marinesoldaten waren im Januar 1919 abgereist. An Einfluss gewannen nun die Deckoffiziere, die auch von Noske gefördert wurden. Mit Rückgabe der Befehlsgewalt in der Marine an die Offiziere durch die Reichsregierung im Januar endete die ehemals reichsweite Bedeutung des Kieler Soldatenrates als Organ der Revolution. Im Juni wurde er aufgelöst, Kiel hatte zu dieser Zeit längst wieder einen Admiral, der die Befehlsgewalt innehatte. An Bedeutung verlor auch der Arbeiterrat, in dem sich die MSPD durchsetzte, sowie der für Schleswig-Holstein gebildete ‚Volksrat‘. Aufmerksamkeit erregten die Räte fast nur noch aufgrund ihrer umstrittenen Finanzierung. Führenden MSPD-Räten gelang allerdings der Aufstieg in die Verwaltung bzw. in politische Ämter. Die MSPD distanzierte die USPD bei den Wahlen zur Nationalversammlung deutlich, nur bei den Soldaten hatte die USPD noch einen nennenswerten Anhang. Dies galt auch für die ersten Kommunalwahlen unter demokratischen Bedingungen. Anfang Februar kam es in Kiel in Zusammenhang mit der Niederschlagung der Bremer Räterepublik zu kleineren spartakistischen Unruhen, die freilich einige Todesopfer kosteten. Obwohl die Spartakisten auch an der Förde chancenlos waren, ließ Noske von Berlin aus auch für Kiel ein Freikorps aus reaktionären Kräften gegen die ‚bolschewistische Gefahr‘ aufstellen. Damit waren auch in Kiel beste Voraussetzungen für eine Unterstützung des Kapp-Putsches im März 1920 gegeben. An der Förde kam es noch am 18. März zu heftigen Zusammenstößen mit den Putschisten, als das Scheitern des Aufstandes in Berlin schon entschieden war. Insgesamt 80 Menschen starben in Kiel!

In einem abschließenden geschichtspolitischen Kapitel geht Rackwitz auf die Probleme der Kieler ein, mit ihrem historischen Erbe umzugehen. Dass dies für das Bürgertum der Weimarer Republik und für die Nationalsozialisten galt, für die die Novemberrevolution eine nationale Schande war, kann nicht verwundern, wohl aber kann das Verhalten der Bundesmarine nach 1956 und der politischen Eliten der Stadt Kiel in den ersten Nachkriegsjahrzehnten erstaunen. Dies ist auch kaum damit zu entschuldigen, dass die Novemberrevolution von der DDR vereinnahmt wurde. Erst seit dem letzten Jahrzehnt ist man in Kiel in der Lage, über das Ereignis emotionsloser nachzudenken und an dessen Bedeutung zu erinnern. Dazu dient mit Sicherheit die hier vorgelegte Darstellung, die für ein breites Publikum gedacht ist, aber zugleich wissenschaftlich präzise erarbeitet ist.

Oldenburg

Gerd Steinwascher

Marina Schmie der: *Ein Stück daheim – Kulturgeschichte im Umfeld von Spätaussiedlern*. [Begleitbuch zur Ausstellung „Ein Stück Daheim. Spätaussiedler im Oldenburger Münsterland“ vom 8. September bis 29. Oktober 2017.] Cloppenburg: Museumsdorf Cloppenburg 2017, ISBN 978-3-938061-38-1, 204 S., zahlr. Abb., geb. (= Materialien & Studien zur Volkskultur und Alltagsgeschichte Niedersachsens, Bd. 48), 24,80 €.

Ein kleines Mädchen, das mit einer Katze auf dem Schoß vor einem ordentlich mit Spitzenwäsche bezogenen Bett sitzt und den Betrachter anschaut – schon das Titelbild der Publikation ruft Nähe und Emotionen hervor und weckt damit das Interesse des Lesers. Steigt dieser dann in den Inhalt des umfangreichen Begleitbuchs zur gleichnamigen Präsentation zahlreicher Sammlungsobjekte im Museumsdorf Cloppenburg ein, so erwartet ihn eine reich bebilderte Zusammenstellung von Zeugnissen einer das Oldenburger Münsterland prägenden Gesellschaftsgruppe: Menschen mit deutschrussischen Wurzeln. In Deutschland leben, insbesondere seit der großen Zuwanderungswelle der 1990er Jahre nach dem Zerfallen der ehemaligen UdSSR, zahlreiche Bürger mit diesem Migrationshinter-

grund. In Süddoldenburg findet sich ein Zentrum ihrer Ansiedlung; in einigen Gemeinden macht ihr Anteil an der Bevölkerung bis zu 20 % aus. Zeugnisse ihrer Alltagskultur und ihrer Traditionswahrung wurden im Herbst 2017 im Museumsdorf in der Ausstellung „Ein Stück Daheim. Spätaussiedler im Oldenburger Münsterland“ gezeigt. Begleitend dazu ist dieses Buch entstanden, das „hoffentlich ein wichtiges Dokument für künftige Forschungen zur kulturellen Migrations- und Integrationsthematik sein wird“ – so formuliert im Vorwort der ehemalige Museumsdirektor Uwe Meiners seinen Wunsch.

Mit dem Thema „Heimat und Fremdsein“ hatten sich Mitarbeiter des Museumsdorfs bereits seit Ende der 1990er Jahre befasst – aus Sicht der heutigen Migrationsforschung weitsichtig. Die Autorin und Wissenschaftlerin Marina Schmieder hat seit langem an diesem Projekt einen wichtigen Anteil, offenbar auch, da sie aufgrund persönlicher Erfahrungen und ihrer deutsch-russischen Zweisprachigkeit einen guten Zugang zu den persönlichen Erzählungen und Zeugnissen der Befragten und Interviewten fand. Entstanden ist letztlich – parallel zur Ausstellung – ein übersichtlich gegliederter Begleitband, der in neun verschiedene Kapitel unterteilt ist. Jedes dieser Kapitel beleuchtet einen anderen Aspekt der Milieustudie der Russlanddeutschen. Insgesamt folgt der Aufbau dabei einer sowohl chronologischen als auch thematischen Ordnung und beginnt zunächst mit historischen Hintergründen. In den ersten drei Kapiteln werden demzufolge unter anderem „Herkunft und Vorfahren der Aussiedler“ anhand von genealogischen Dokumenten vorgestellt. Dabei wird klar, dass die Geschichte der Russlanddeutschen weit zurückreicht und vielschichtige Hintergründe hat. Identitäten unterschiedlicher Prägung, wie beispielsweise Wolgadeutsche, Deutschbalten, Sibiriendeutsche oder Schwarzmeerdeutsche, werden genannt, deren Ursprünge meist auf deutsche Kolonisten im 18. und 19. Jahrhundert, zurückgehen. Als Belege dafür, dass Familienforschung bei Russlanddeutschen oft einen hohen Stellenwert hat, werden alte Familienfotos und genealogische Dokumente gezeigt. Unter der Überschrift „In den Wirren der Kriegszeit und in der Stalin-Ära (1914-1953)“ wird die Kollektiverfahrung von Unterdrückung, Erniedrigung und Repression in der Zeit seit dem Ersten Weltkrieg und nach dem Ende des Zarenreichs behandelt. Außenpolitische Gegensätze und Konflikte der beiden Länder verschlechterten die Lage der Volksgruppe seinerzeit zusätzlich. Belege liefern hier oft Lebenserinnerungen und Berichte, die von Eltern oder Großeltern an die Nachfahren weitergegeben wurden und damit prägend blieben. Ein Gedicht zur Umsiedlung nach Sibirien beispielsweise lässt die bedrückende Stimmung erahnen. Zudem werden „Alltag und Kultur der Russlanddeutschen in der Spätsowjetzeit (1956-1992)“ betrachtet. Durch verschiedene Einflüsse wandelte sich die deutsch-russische Kultur. Es kam zu einer stärkeren Vermischung; die Traditionspflege der älteren Generationen verlor an Bedeutung. Dennoch wurden bestimmte Rituale und Gebräuche weiter gepflegt, wenn auch der Einfluss der „fremden“ Kultur zunahm. So berichten denn auch zwei weitere Unterkapitel von dieser Dichotomie: Die „Wahrung der kulturellen Traditionen der deutschen Vorfahren“ steht der „Sowjetkultur“ gewissermaßen gegenüber.

Waren die ersten Abschnitte chronologisch geprägt, zeichnen die weiteren sechs Kapitel verschiedene Aspekte von Leben und Kultur der Russlanddeutschen nach. „Der Weg in die Auswanderung“ und die „Startjahre“ werden durch Ausreisedokumente, Zeitzeugenberichte, Mitbringsel und natürliche Fotos lebendig dokumentiert. Auch wird in einem Kapitel die Integration thematisiert. Dokumente und Gegenstände berichten von „Sprachlicher, schulischer und beruflicher“ Eingliederung. Angekommen in der „neuen“ Heimat bilden „Wohnsituation“, „Geistliches Leben“ sowie „Freizeitgestaltung und soziale Kontakte“ den Kern jeweils eines Kapitels zur Lebenswirklichkeit der Spätaussiedler im Oldenburger Münsterland. Eingebettet in sachlich neutrale Schilderungen der historischen Ereignisse bilden die Fotos der Ausstellungsgegenstände mit kurzen, aber oft „erzählenden“ Beschreibungen den Kern des Begleitbuchs. Immer wieder wird auch Bezug genommen auf Erkenntnisse der Migrationsforschung, was der Publikation eine profunde Basis gibt und die persönlichen und sehr individuellen Geschichten hinter den gezeigten Dokumenten und Gegenständen in einen überregionalen Kontext setzt. Die sorgfältig und mit viel Sinn fürs Detail zusammengetragenen Belege der russlanddeutschen Kultur vor und nach der Aussiedlung schaffen es, dem Leser einen lebendigen Eindruck vom Leben zwischen Heimat und Fremde zu vermitteln. Vor dem Hintergrund aktueller politischer Entwicklungen und wissenschaftlicher Fragestellungen dient der Band künftig sicher nicht nur als wichtige Quelle der Migrations- und Integrationsforschung, sondern auch als empfehlenswerte Lektüre für jeden regionalgeschichtlich Interessierten.

Gerd Steinwascher (Hg.): *Adelige Herrschaft und Herrschaftssitze in Nordwestdeutschland im Mittelalter*. Hg. im Auftrag der Oldenburgischen Landschaft. Edewecht: Bürger 2016, ISBN 978-3-9817964-0-7, 208 S., zahlr. Abb., geb., 18,90 €.

Das Hardcover gebundene Buch im Quartformat vereint auf rund 200 teilweise farbig bebilderten Seiten zehn Beiträge (mit einer Einführung des Herausgebers), die im Rahmen der zweiten Tagung der Arbeitsgemeinschaft Landes- und Regionalgeschichte der Oldenburgischen Landschaft am 17. und 18. Oktober 2014 im Niedersächsischen Landesarchiv in Oldenburg gehalten wurden. Der Band gedenkt Söhnke Thalmanns (1974–2015). Leider muss sich der Leser weitergehende Informationen zur Vita des ambitionierten niedersächsischen Historikers und Archivars aus anderen Quellen erschließen (vgl. Nachruf von Sabine Graf und Hendrik Weingarten in: *Der Archivar* 69, H. 1, 2016, S. 94 f.).

Als Vorsitzender der genannten Arbeitsgemeinschaft führt Gerd Steinwascher zunächst in das Thema ein (S. 9-14). – Thomas Vogtherr gibt als Inhaber des Lehrstuhls für Geschichte des Mittelalters der Universität Osnabrück einen Überblick zu „Adel und Herrschaft im nordwestdeutschen Mittelalter“ (S. 15-28). Der Autor beginnt mit dem Oldenburger Heidenwall als archäologischem Denkmal, der eindrücklich eine Herrschaftsbildung vor Einsetzen historisch-archivalischer Quellen indiziert. Im Folgenden formuliert Vogtherr aufgrund einer ausgesprochen dünnen Quellenlage einige allgemein gültige Gedanken zur frühen Herrschaftsbildung zwischen Weser und Ems. – Kirstin Casemir bereichert den Aufsatzband mit einer Auswertung historisch überlieferter Ortsnamen mit einem expliziten Bezug zu einer Burg (S. 29-40). Die Untersuchung wurde niedersachsenweit ausgerichtet und analysiert die Verbreitung der verschiedenen Grundwörter bei Benennung von Burgstandorten. Bedauerlicherweise wird die für die friesische Halbinsel typische Bezeichnung „Steinhaus“ als Sitz eines Häuptlings nicht näher in der Betrachtung herausgestellt, so dass in den Kartierungen ein verzerrtes Bild für den nordwestdeutschen Küstenraum entsteht. Das Fehlen von Nachweislisten zu den Kartierungen erschwert zudem die Nachvollziehbarkeit der Karten. – Den umfangreichsten Beitrag bringt André R. Köller mit einer Untersuchung zu „Adlige Herrschaft und Raum am Beispiel der Grafschaft Ostfriesland um 1500“ ein (S. 41-70). Köller schildert den Weg Ostfrieslands von einer Organisation auf landesgemeindlicher Basis zu einer Verdichtung der Herrschaft unter dem Häuptlingsgeschlecht der Cirksena, die geschickt ihre Vormachtstellung unter den Häuptlingen ausbauten und später als Reichsgrafen von Ostfriesland eine Führungsrolle einnahmen. – Antje Sander nimmt die „Herrschaftssitze im Jeverland“ in den Fokus ihrer Betrachtung (S. 71-85). Zum einen werden die wenigen schriftlichen Quellen zu den entsprechenden Burgenstandorten referiert, zum anderen werden zusätzlich topographische Begebenheiten an der Schnittstelle von Land und Meer als entscheidender Standortfaktor für die Anlage von Burgen gewertet. Für den Standort Jever wird der Übergang von einer Burg zu einem repräsentativen Schloss als Instrument der Herrschaftslegitimation dargelegt. – Hajo von Lengen widmet sich dem Thema „Burgenneubau und Landesherrschaft in Ostfriesland um die Mitte des 15. Jahrhunderts“ (S. 87-101). Neben archivalischen Quellen nutzt van Lengen Ergebnisse der Bauforschung und historische Ansichten der untersuchten Burgenanlagen, um die Entstehung eines neuen Steinhaustyps in Ostfriesland herauszuarbeiten. Neben den festen Häusern in Form eines Turms mit rechteckigem Grundriss entstehen in dieser Zeit langrechteckige Bauwerke mit einem Saalgeschoss.

Der ehemalige niedersächsische Bezirksarchäologe Jörg Eckert stellt in seinem Beitrag „Burgen im Oldenburger Land im archäologischen Befund“ (S. 103-117) exemplarisch neun Ausgrabungen aus seinem ehemaligen Zuständigkeitsbereich vor. Eine gute Bebilderung und plastische Rekonstruktionen bereichern den Überblick zum Burgenbau vom frühen Mittelalter bis in das 15. Jahrhundert – Gerd Steinwascher untersucht die beiden oldenburgischen Herrschaftssitze Wildeshausen und Delmenhorst während des 13. Jahrhunderts (S. 119-141). Die Entwicklung und Bedeutung beider Anlagen für das Oldenburger Grafenhaus werden vor dem Hintergrund des erzbischöflich-bremischen Einflusses diskutiert. – Michaela Jansen fasst die Ergebnisse der jüngeren Ausgrabungen auf der Iburg zusammen (S. 143-165). Bedeutende Erkenntnisse zur Gestalt der hochmittelalterlichen Burgenanlage als Residenz der Bischöfe von Osnabrück werden vorgestellt. Die Autorin versucht die archäologisch konstatierten Bauabschnitte mit der Bistumsgeschichte zu korrelieren und die Bedeutung der Anlage für die bischöfliche Herrschaft und Repräsentation herauszuarbeiten. – Der Bremer Staatsarchivar Konrad Elmshäuser gibt in seinem Beitrag einen Überblick zu „Geistlichen Herrschaftsbauten in der Stadt. Das Beispiel der Erzbischöfe von Bremen“ (S. 167-189). Die Ausführungen legen ihren Schwerpunkt auf den Palast Erzbischof Giselberts von Brunkhorst (reg. 1274-1306), der sich um 1293 eine repräsentative Residenz am Dom errichten ließ, die dem Bau des neuen Rathauses zu Beginn des 20. Jhs. weichen musste. – Den Abschluss bildet der Aufsatz „Hansestädte

als Aufenthalts- und Verhandlungsorte adeliger Herrschaftsträger“ von Rudolf Holbach (S. 191-207). Eindrückliche Beispiele aus einem reichen Quellenbestand des späten Mittelalters nutzt der Autor, um Modalitäten wie Orte des Treffens in oder vor der Stadt, Unterbringung und Bewirtung von adelichen Gästen in nordwestdeutschen Städten darzulegen.

Der vorliegende Tagungsband gewährt mit seinen Beiträgen schlaglichtartig Blicke auf einzelne Aspekte der Burgenforschung in Nordwestdeutschland, insbesondere Oldenburg. Neben historischen Kernthemen werden Erkenntnisse der Archäologie, Namenforschung, Bauforschung und der historischen Geographie vermittelt. Gleichzeitig wird deutlich, dass unser Verständnis historischer Prozesse der Herrschaftsbildung und der adeligen Repräsentation nur durch weitere interdisziplinäre Forschungen verbessert werden kann. Eine großräumige Betrachtung des nordwestdeutschen Küstenraumes mit seinen verzahnten Nachbargebieten ist im Rahmen historischer, archäologischer und historisch-geographischer Betrachtungsansätze näher zu untersuchen. Welche großartigen Erträge eine solche Betrachtungsweise erbringen kann, bezeugen die Untersuchungen von Paul N. Noomen und Dagobert Hermans zu den Steinhäusern in den Niederlanden (vgl. Paul N. Noomen, *De stinzen in middeleeuws Friesland en hun bewoners*, [Hilversum 2009], und Dagobert Hermans, *Middeleeuwse woontorens in Nederland. De bouwhistorische benadering van een kasteelvorm*, Diss. phil. Leiden 2013 [<https://openaccess.leidenuniv.nl/handle/1887/21974>]).

Wilhelmshaven

Stefan Krabath

Gerd Steinwascher (Hg.): *Russlands Blick nach Nordwestdeutschland. Politisch-dynastische Beziehungen vom 16. bis zum frühen 20. Jahrhundert im Spiegel von Dokumenten aus dem Niedersächsischen Landesarchiv*. Göttingen: Wallstein 2018, ISBN 978-3-8353-3354-3, 295 S., zahlr. SW-Abb., kart. (= Veröffentlichungen des Niedersächsischen Landesarchivs, Bd. 2), 29,90 €.

Das hier zu besprechende Buch ist eine Einladung an Forscherinnen und Forscher, die sich mit Beziehungsgeschichte Russlands in der Frühen Neuzeit befassen, auch in den Archiven der damaligen Herrscherfamilien zu forschen, die dynastische Beziehungen zum russischen Herrscherhaus unterhielten. Dies waren vor allem evangelische Dynastien – Württemberg, Hessen, Baden, in einem Fall mit Charlotte von Preußen, der Gattin Nikolaus' I., auch das Haus Hohenzollern. Im vorliegenden Band – mit einem Schwerpunkt auf dem 18. Jahrhundert (und 19. Jahrhundert im Fall Oldenburgs) – stehen die Welfen und die Oldenburger (bzw. Gottorfer) im Vordergrund. Der Band ist etwa gleichgewichtig Welfen und Oldenburgern gewidmet (Gerd Steinwaschers Aufsatz hat beinahe monografischen Umfang!).

Christine van den Heuvels Beitrag „Der unbekannteste Osten – Zwischen Faszination und Schrecken“ hat gleichsam einführenden Charakter und resümiert die Russlandkenntnis des 16. und 17. Jahrhunderts. Insbesondere die Herrschaft Ivan Groznyjs trug zum Negativimage des Moskauer Reiches bei, van den Heuvel geht insbesondere auf Heinrich von Staden und die Überlieferungsgeschichte seiner Aufzeichnungen ein. Ihr zweiter Beitrag ist Kurhannover und Zar Peter I. auch auf der Basis hannoverscher Archivalien gewidmet. Mit dem Besuch des jungen Zaren in Copenbrügge im Rahmen seiner großen Gesandtschaft begann Kurhannover die russische Karte für eigene europäische Ambitionen zu nutzen. – Christian Helbich zeichnet in seinem Beitrag „Zum Nutzen der russischen Monarchie und großem Splendor des Hauses Braunschweig-Lüneburg“ den unglücklichen Lebensweg Charlotte Christine Sophies von Braunschweig-Wolfenbüttel (1694-1715) als erste westeuropäische Kronprinzessin von Russland nach, die anders als spätere Heiratspartnerinnen des russischen Herrscherhauses nicht konvertieren musste und auch deshalb kein gutes Verhältnis zu dem Sohn Peters des Großen, dem nicht minder unglücklichen Aleksej, aufbauen konnte. – Martin Fimpel widmet sich Erfolg und Scheitern Anton Ulrichs des Jüngeren in Russland. Als Vater des Zaren Iwan VI., des Säuglings auf dem Thron, kam er in St. Petersburg in der Zeit der Kaiserin Anna (1730-1740) nicht seinen Ambitionen entsprechend zum Zuge – auch die Regentschaft für seinen Sohn erlangte er nicht. Vielmehr musste er nach dessen Sturz und Verbringung nach Schlüsselburg den Niedergang seiner Familie in Russland erleben. Mit ihm und Iwan (VI., nicht III. wie es bei Bei der Wieden, S. 91, heißt) scheiterte gewissermaßen der Versuch, die Braunschweiger als Herrscherfamilie zu etablieren. – Brage Bei der Wieden bietet einen problemorientierten Überblick über Wolfenbütteler und Blankenburger Gesandte in St. Petersburg, die weiterer biographischer Untersuchungen wert wären. Gerade Personen der zweiten oder dritten Reihe vermögen Aufschluss zu geben über Hofgesellschaften und Netzwerke. – Der Beitrag von Silke Wagener-Fimpel ist besonders interessant, weil er zeigt, welche

Handlungsräume Frauen in hochadligen bzw. fürstlichen Ehen hatten. Prinzessin Auguste von Württemberg (1764-1788), geborene Prinzessin zu Braunschweig-Lüneburg, war am Hofe Katharinas der Großen den Gewalttätigkeiten ihres Mannes derart ausgesetzt, dass diese ihren Niederschlag auch in der Korrespondenz mit dem Braunschweiger Hof fanden. Selbst eine so starke Herrscherin wie Katharina II. konnte jedoch gegen die Konventionen der Ehe nichts ausrichten.

Gerd Steinwascher handelt gleich alle russischen Kaiser aus dem Hause Holstein-Gottorf-Oldenburg und ihre Beziehungen zum Herzogtum Oldenburg ab und kann dabei auf seinem Standardwerk über die Oldenburger aufbauen. Man wird sicher sagen können, dass das Haus Oldenburg der Politik Kaiserin Katharinas, die nicht bereit war, sich für die „Gottorfer Frage“ stark zu engagieren, und die Austauschverträge von Carskoe Selo schließen ließ, eine stabile Machbasis verdankte und ihr Sohn Paul durch seine Politik zu einem Schutzverhältnis Russlands zu Oldenburg beitrug. Das Haus Oldenburg profitierte das gesamte 19. Jahrhundert von diesen Verbindungen, in denen sich die Kaiser in Sankt Petersburg auch als Chef des Hauses verstanden. Am stärksten – territorial gesehen – war dieser Gewinn sicher in der Zeit Alexanders I., der sich im Zuge des Untergangs des „Alten Reiches“ und im Zeitalter der Kongresse mit der Neuordnung Deutschlands für Baden, Württemberg und Oldenburg gleichermaßen einsetzte. Das Haus „Oldenburgskij“ etablierte sich aber in Teilen auch in St. Petersburg: Mitglieder traten in den Dienst des Zaren und betätigten sich bis zum Ende des Zarenreiches mäzenatisch. Steinwascher eröffnet mit seinem Überblick das Feld für weitere Forschungen zu dem Beziehungsgeflecht, das aus russischer Perspektive ebenfalls noch keineswegs erforscht ist. – Wolfgang Henninger schließlich widmet sich einem „geistigen Erben Peters des Großen“ aus Oldenburg – Generalfeldmarschall und Ingenieur Burchard Christoph Reichsgraf von Münnich (1683-1767) in Russland. Münnich, einflussreicher Feldherr, Ingenieur und Staatsmann, erlebte Höhen und – mit dem Putsch Elisabeths auf den Thron – auch Tiefen. Ein Erbe Peters war er sicher insofern, als er Peters Begeisterung für Technik, Planung, auch des Staatswesens, und alles Militärische teilte. Es ist die Geschichte eines Aufsteigers, die seit den Arbeiten Brigitta Bergs sehr gut erforscht ist, der aber noch immer neue Facetten abzugewinnen sind.

Der Rezensent hat sich bei der Lektüre der durchweg lesenswerten Beiträge gefragt, ob der Titel des Bandes gut gewählt ist. Während der Untertitel anzeigt, was das Buch bietet, müsste der Haupttitel eigentlich umgedreht werden. Ich habe eher den Blick Nordwestdeutschlands auf Russland gefunden, weniger den Russlands nach Nordwestdeutschland. Die Autorinnen und Autoren legen offen, dass sie die russischsprachige Historiographie nicht nutzen konnten; dafür nutzen sie jene Materialien aus Hannover, Wolfenbüttel und Oldenburg, die russische Forscherinnen und Forscher wiederum kaum nutzen. Der Band ist also eine willkommene Ergänzung. Buch und Reihe haben einen Verlag gefunden, der ein sehr gut ausgestattetes Buch vorgelegt hat, dass man mit Vergnügen liest. Dies liegt vor allem an der großen Zahl von Abbildungen und Reproduktion von Dokumenten, die die Beziehungen von Welfen und Oldenburgern zu Russland illustrieren und zugleich einen Eindruck davon vermitteln, vor welchen Aufgaben Historiker und Historikerinnen stehen, wenn sie sich ins Archiv begeben. Dazu soll dieses Buch einladen, und es wird seiner Aufgabe gerecht. Alle Artikel geben Hinweise auf Forschungslücken, die zu schließen wären. Sie zeichnen auch Überlieferungsgeschichten einzelner Bestände nach. Gerne möchte man sich sofort auf den Weg in die Archive machen!

Mainz

Jan Kusber

Joachim Tautz: *Rüstringer Heimatbund und Nationalsozialismus. Die Heimatbewegung in der nördlichen Wesermarsch von 1933 bis 1945*. Nordenham: Rüstringer Heimatbund e.V. 2017, ISBN 978-3-00-057777-2, 124 S., zahlr. Abb., geb., 14,80 €.

Die im späten 19. Jahrhundert entstandenen Heimatvereine und Heimatbunde wollten der immer schneller voranschreitenden Modernisierung und den veränderten Lebensgewohnheiten etwas entgegensetzen. Sie machten es sich zur Aufgabe, die Besonderheiten, die Traditionen und die Geschichte des Ortes oder der Region zu pflegen. Schnell wurden sie zu Akteuren regionaler Geschichtsschreibung. Diese Aufgabe erfüllen sie bis heute. Lange Zeit besaßen sie dabei allerdings einen blinden Fleck: die Erforschung der eigenen Geschichte, besonders ihrer Rolle in der Zeit des Nationalsozialismus. Der Rüstringer Heimatbund hat zu seinem 125-jährigen Bestehen im Jahr 2017 diesen blinden Fleck nun getilgt. Mit der vom Heimatbund initiierten und von Joachim Tautz erarbeiteten Studie liegt erstmals eine genaue Analyse des Handelns der zentralen Akteure des Vereins in den Jahren von 1933 bis 1945 vor. Im Fokus steht dabei das Verhältnis des Heimatbundes zu den

neuen Machthabern und deren Ideologie. Wie reagierte die Vereinsspitze auf die Machtübernahme der Nationalsozialisten? Welche Rolle nahm der Heimatbund im diktatorischen System ein? Welche Schnittmengen gab es zwischen den eigenen Vorstellungen und der NS-Ideologie?

Zentrale Begrifflichkeit des 1892 gegründeten Rüstinger Heimatbundes war die bereits im Namen aufgeführte „Heimat“. Die „Pflege der Heimat“ hatten sich auch die Nationalsozialisten auf die Fahne geschrieben. In ihrer Lesart beinhaltete „Heimat“, verstanden als Lebensraum der „Volksgemeinschaft“, sowohl inkludierende als auch exkludierende Ideen. Es gab diejenigen, die als Dazugehörige definiert wurden und diejenigen, die aufgrund von rassischen Kriterien ausgeschlossen blieben. Der Rüstinger Heimatbund, wie Tautz überzeugend darlegen kann, schwenkte im Jahr 1933 mehr und mehr auf die ideologische Linie der Nationalsozialisten ein. Im Verständnis des Heimatbundes war „Heimat“ eng an die Begriffe „Stamm“ und „Volkstum“ gebunden. Mit dieser Vorstellung konnte an die Ideologie der Nationalsozialisten angeknüpft werden. Verbindungen zu den Nationalsozialisten bestanden neben der ideellen aber auch auf einer personellen Ebene. So traten mehrere führende Mitglieder vor und nach 1933 der NSDAP bei. Der Rüstinger Heimatbund war vor 1933 vor allem bürgerlich-großagrarisches geprägt. Die propagierte „Volksgemeinschaft“ schloss aber Menschen aller Schichten ein, solange sie „arisch“ waren. Über „volkstümliche Abende“ versuchte der Heimatbund in der Anfangszeit der nationalsozialistischen Herrschaft breitere Kreise der „Volksgemeinschaft“ für sich zu gewinnen. An diesen Abenden wurden nicht nur heimatkundliche Vorträge gehalten, sondern auch Populäres präsentiert, z.B. führte der Bund Deutscher Mädchen traditionelle Tänze auf. Das Vereinsleben bestand jedoch vor allem in gemeinsamen Fahrten, bei denen das Umland erkundet wurde.

Ab 1934 wurde der Rüstinger Heimatbund in den „Reichsbund Volkstum und Heimat“ und ab 1935 in die „NS-Kulturgemeinde“ eingegliedert. Gemeinsam mit anderen Kulturorganisationen beteiligte sich der Heimatbund beispielsweise an der Kampagne gegen die überhandnehmende Außenwerbung, die das Ortsbild verschandele. Darüber hinaus gehörten zum Alltagsgeschäft des Rüstinger Heimatbundes Gesuche auf Änderung von Straßennamen, Anträge auf Denkmalschutz sowie Überlegungen zu Gedenksteinen und -tafeln, seit 1933 in enger Anlehnung an die nationalsozialistische Ideologie. Ganz im Sinne der Nationalsozialisten wendete sich der Rüstinger Heimatbund ab dem Jahr 1938 der „Sippenforschung“ zu. Viele Personen, beispielsweise Beamte, Ärzte, Juristen und Bedienstete des öffentlichen Dienstes, mussten einen so genannten „Ariernachweis“ vorlegen, um ihre Stelle behalten zu können. Der Heimatbund leistete mit seiner Arbeit somit einen Beitrag zur gegen Juden und Jüdinnen gerichteten Ausgrenzungspolitik. Das Herzensprojekt des Heimatbundes, ein eigenes Heimatmuseum, konnte nicht umgesetzt werden. Die Realisierung des Museums verzögerte sich immer wieder, und mit dem Ausbruch des Krieges kamen alle Planungen zum Erliegen.

In seiner quellengesättigten Studie legt Joachim Tautz anschaulich dar, wie der Rüstinger Heimatbund 1933 keine große Mühe hatte, sich mit den neuen Machthabern zu arrangieren. An zahlreiche Ideen der nationalsozialistischen Ideologie konnte er mit seinen Vorstellungen von „Heimat“ problemlos anknüpfen. Sich selber verstand der Bund als unpolitisch und meinte damit, dass er keine Parteipolitik betrieb. Die Studie von Tautz zeigt eindrücklich, dass der Begriff „Heimat“ mitnichten neutral verwendet wurde. Die Aufladung des Begriffs mit nationalistischen Ideen lässt sich auch heute wieder beobachten. Insofern ist zu hoffen, dass der Studie von Tautz weitere folgen, die zeigen, wie hoch die politische Relevanz von Regionalbewusstsein und der darin zu verortenden Heimatbewegung ist.

Oldenburg

Mareike Witkowski

Historische Zeitschriften und Jahrbücher

Bremisches Jahrbuch, Bd. 96 (2017). In Verbindung mit der Historischen Gesellschaft Bremen hg. vom Staatsarchiv Bremen. Bremen: Selbstverlag 2017, ISSN 0341-9622 – ISBN 978-3-925729-82-9, 312 S., zahlr. Abb., geb., 28,- €.

Thomas Elsmann: *Apocalypse now! Prophetisches Schrifttum aus der Zeit des Dreißigjährigen Krieges*, S. 11-28. – Andrea Weniger: *Die „Bildergalerie“ von F. A. Dreyer in Bremen von 1817 – ein Beitrag zur*